

Zürcher Journalistenpreis 15

Arnold Hottinger
Preis für das Gesamtwerk

Andrea Jeska
Wenn der Tod zur Hoffnung wird

Christian Brönnimann
VIP-Tickets hier, Aufträge da

Manuel Bühlmann
Oliver Wietlisbach
Wo war Herr Glättli die letzten
sechs Monate?

Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben gerufen und 1981 erstmals verliehen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben.

Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen (inklusive Online) der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen mehr als 150 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden.

Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Spendern und Sponsoren.

Preisträger 2015

Arnold Hottinger

Preis für das Gesamtwerk 6

Andrea Jeska

Wenn der Tod zur Hoffnung wird 12

Christian Brönnimann

VIP-Tickets hier, Aufträge da 18

Manuel Bühlmann

Oliver Wietlisbach

Wo war Herr Glättli

die letzten sechs Monate? 26

Von Journalisten und Pessimisten

Grussadresse des Präsidenten



152 Arbeiten wurden für den diesjährigen Zürcher Journalistenpreis eingereicht, drei werden in dieser Broschüre und an der Preisverleihung ausgezeichnet; ebenso wird der Preis für das journalistische Gesamtwerk an eine Persönlichkeit verliehen, deren chronistische Kompetenz bereits Legende ist.

Wer diese Texte liest, merkt eines: Der Journalismus in der Schweiz befindet sich nach wie vor auf einem sehr hohen Niveau. Diese Erkenntnis kontrastiert seltsam mit dem Befund, den uns die Medienwissenschaft alljährlich erneut auftischt: Gemäss diesem werden die Medien, insbesondere auch die Printmedien, alljährlich beliebiger, oberflächlicher und austauschbarer. Man hat den Eindruck, dass sich die Hundertschaften von Forschern in Instituten, Fachhochschulen und Universitäten nur bestätigen können, wenn sie das Mantra von der stetig sinkenden Qualität im Journalismus beständig herunterbeten.

Interessant wäre einmal ein Vergleich der journalistischen Qualität innerhalb einer Zeitspanne von 30 oder 40 Jahren. Blättern Sie einmal eine Zeitung vom Mai 1975 durch und parallel dazu eine von heute. Sie werden staunen über die heutige Textvielfalt und über das damalige Einerlei. Doch kein Wissenschaftler kann sich zu einem solch simplen Test aufraffen. Was früher war, muss zwingend besser gewesen sein. Dieser Kulturpessimismus ist nicht auszurotten.

Die publizistische Gegenwart ist auch vielfältiger geworden. Das vielgescholtene Netz enthält sicherlich viel Unsinniges und Unnötiges, aber es bietet auch ein Eldorado für wirklich journalistische Leistungen. Es freut uns deshalb ganz besonders, dass in diesem Jahr ein Beitrag des Internetportals watson.ch einen Preis gewonnen hat für einen wichtigen Artikel über eine neue Art der staatlichen Überwachung.

Also: Der Journalismus lebt qualitativ weiter, ungeachtet aller Unkenrufe. Und solange es guten Journalismus gibt, lebt auch der Zürcher Journalistenpreis.

Andrea Masüger
Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Stiftungsrat

.....
Andrea Masüger (Präsident)

CEO Somedia

.....
Kaspar Loeb

Kommunikationsberater

.....
Riccarda Mecklenburg

Dozentin und Publizistin

.....
David Strohm

Zürcher Presseverein

Geschäftsführung

.....
Brigitte Becker

Jury

.....
Hannes Britschgi (Präsident)

Ringier

.....
Susan Boos

WOZ Die Wochenzeitung

.....
Hansi Voigt

Watson

.....
Lisa Feldmann

Publizistin

.....
Alain Zucker

Tages-Anzeiger

Die Jury

Hannes Britschgi

(Präsident)



Hannes Britschgi (1955) wuchs in Obwalden auf, besuchte in Luzern das Gymnasium und verbrachte ein Zwischenjahr in den USA. In Bern studierte er an der juristischen Fakultät und schloss

1984 mit dem Berner Anwaltspatent ab. Nach einigen Auftragsarbeiten in der Filmbranche öffnete sich eine Tür beim Schweizer Fernsehen, wo er im Vorabendmagazin «Karussell» das Fernsehhandwerk von der Pike auf lernte. Dann leitete er die Experimentalsendung «Max». Es folgten vier Jahre in der Konsumentensendung «Kassensturz». Dem breiten Publikum wurde Britschgi als harter Interviewer im Polit- und Wirtschaftsmagazin «Rundschau» bekannt. 1997 erhielt er den Telepreis. 2001 wechselte er als Chefredaktor zum Schweizer Nachrichtenmagazin «FACTS». 2005 übernahm er die Programmleitung von «Ringier-TV». 2008 wurde er «SonntagsBlick»-Chefredaktor. Seit 2011 leitet er die «Ringier Journalistenschule», ist Mitglied in Ringiers Publizistischem Ausschuss und schreibt für die Titel des Hauses. Britschgi ist Vorstandsmitglied im Verein Qualität im Journalismus.

Susan Boos



Susan Boos ist 1963 in Zürich geboren und danach in St. Gallen aufgewachsen. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin im Seminar Rorschach stieg sie 1984 bei der «Ostschweizer AZ» in den Journalismus ein

und studierte gleichzeitig an der Universität Zürich Ethnologie, Politologie und Publizistik. 1989 wurde sie Redaktorin der «Ostschweizer AZ» und wechselte 1991 als Redaktorin zur «WOZ Die Wochenzeitung»; seit 2005 ist Boos in der Redaktionsleitung. Sie hat verschiedene Bücher publiziert, darunter «Fukushima lässt grüssen. Die Folgen eines Super-GAU», das im März 2011 im Rotpunktverlag erschienen ist.

Hansi Voigt



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Online-Angebot der Gratiszeitung zum grössten Newsportal der

Schweiz. Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre unter anderem als Blattmacher der Wirtschaftszeitung «Cash». 2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt. Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus. Er leitet heute das Portal «Watson».

Lisa Feldmann



Lisa Feldmann, geboren 1958 in Plettenberg, hat nach ihrem Studium der Germanistik und Anglistik (Magister) eine journalistische Laufbahn eingeschlagen, die beim «Stern» begann

und rasch Richtung Lifestyle, Mode und Frauenthemen weiterführte. Sie war in der Chefredaktion von «Elle», danach Chefredaktorin der «Cosmopolitan». Anschliessend leitete sie die Special-Redaktion des Magazins der «Süddeutschen Zeitung». Seit 2002 lebt Lisa Feldmann in der Schweiz und ist inzwischen auch Schweizerin. Ihre journalistischen Stationen hier: Mode-Berichterstattung im Lifestyle-Bund der «Sonntagszeitung», Chefredaktorin der «Annabelle» (2004–2013). Im Sommer 2013 folgte ein Abstecher nach Berlin, als Chefredaktorin von «Interview», inzwischen arbeitet sie wieder vermehrt als Autorin in ihrem Themenbereich.

Alain Zucker



Alain Zucker wurde 1967 in Zürich geboren. Nach der Schulzeit in Zürich studierte er Geschichte und Volkswirtschaft an der Universität Zürich und an der Washington University in St. Louis, USA. Danach

absolvierte er ein Volontariat beim «Brückenbauer» und schloss berufsbegleitend den Journalismus-Diplomkurs am Medienausbildungszentrum in Luzern ab. 1996 wechselte er zur «Weltwoche», zuerst als Wirtschaftsredaktor, dann als Leiter der Reporter und schliesslich als Leiter der Wirtschaftsredaktion. 2003 verliess er die «Weltwoche» und wurde Autor für «Das Magazin» und die «Bilanz». Dann kehrte er zur «Weltwoche» als USA-Korrespondent zurück. Aus den USA berichtete er später für Zeitungen und Zeitschriften aus dem ganzen deutschsprachigen Raum, unter anderem als Wirtschaftskolumnist. 2008 kehrte er in die Schweiz zurück und übernahm im Zuge einer Neuausrichtung die Leitung des Hintergrundressorts des «Tages-Anzeigers». Heute ist Alain Zucker Mitglied der Chefredaktion.

Der Zürcher Journalistenpreis 2015

wird

Arnold Hottinger

für sein

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 19. Mai 2015

Die Jury:



Susan Boos



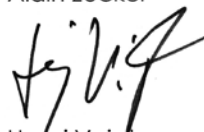
Hannes Britschgi



Alain Zucker



Lisa Feldmann



Hansi Voigt



Arnold Hottinger

Arnold Hottinger (1926) wuchs in Düsseldorf und ab 1933 in Basel auf. Sein Vater war Arzt, die Mutter Chemikerin. Sohn Arnold studierte im Hauptfach Spanisch und Arabisch, im Nebenfach Italienisch. 1952 doktorierte er in Zürich über altspanisch-arabische Übersetzungskunst. Linguist Arnald Steiger (Zürich) und später auch der brillante Orientalist Gustave von Grunebaum (Chicago/Los Angeles) eröffneten Hottinger Chancen für eine akademische Karriere. Dieser aber wählte das journalistische Leben. Er wohnte mit seiner Familie zuerst in Beirut, später in Madrid und schliesslich in Nikosia. Er bereiste den ganzen islamischen Raum und wurde als Arabist und Orientalist schnell zu einem international anerkannten Kenner des Nahen und Mittleren Ostens. Neben seinen tagesaktuellen Berichten und Kommentaren, verfasste er längere Analysen für Zeitschriften und verarbeitete seine profunden Kenntnisse in vielen Büchern. Nach seiner Pensionierung führte er Reisegruppen durch die arabischen Länder. Heute lebt Hottinger in Zug. Er schreibt regelmässig für die Internet Zeitschrift «Journal21» und gelegentlich für Zeitungen.

Laudatio für das Gesamtwerk von *Arnold Hottinger*

Werte Gäste, lieber Arnold Hottinger

Texte verschwinden, Bilder verblassen, die Stimme aber bleibt. Zwei, drei Worte und allen ist klar: Es spricht Arnold Hottinger, die Stimme des Nahen Ostens.

Es hätte wenig gefehlt und es wäre nie soweit gekommen. Denn nach seinem Studium in Spanisch, Arabisch und Italienisch lockte eine akademische Karriere. Aber Hottinger hatte schon eine neue Heimat gefunden: den Nahen Osten.

Die Neue Zürcher Zeitung offerierte ihm ein Volontariat. Allerdings startete er verhalten.



Foto: Ernst Scheidegger

Nie habe er den NZZ-Ton getroffen, meinte er später selbstkritisch. Man brach das Experiment ab. Da sprang das Schweizer Radio in die Bresche und schickte ihn 1957 nach Beirut. So fand Hottinger seine berufliche Bestimmung und ein Jahr später doch noch eine Korrespondentenstelle bei der NZZ.

Zuerst war Beirut Ausgangspunkt seiner ausgedehnten Reisen. Später waren es Madrid und Nikosia. Schnell wurde Hottinger ein international anerkannter Nahost-Experte. Wenige konnten wie er aus dem Inneren der arabischen Revolutionen berichten. So schrieb er bald auch für Zeitschriften und publizierte Bücher.

Arnold Hottinger interessieren die tieferen gesellschaftlichen Strukturen, nicht die Oberfläche. Arabische Politiker und Diplomaten sind in seinen Augen verwestlichte Krawattenträger einer abgehobenen Elite. Reine Oberfläche. Hottingers Ohr gehört den Basarhändlern, den einfachen Leuten und den Dissidenten.

Er will immer selbst hinsehen. Nicht mit dem Blick des Fremden. Er schreibt aus der Innensicht und versteht sich als deskriptiven Betrachter. Hottinger hat sich die arabische Welt erwandert. Selbst an die Kriegsfront war er zu Fuss unterwegs. Im bergigen Norden Jemens belauschte er seine Begleiter: «Wie wäre es, wenn wir den Fremden umbrächten?» «Nein, das geht nicht, er ist der Freund des Imams.» Auch an der Heimatfront konnte es eng werden. Als er mit einem Bericht aus den besetzten Gebieten die jüdischen Leser verärgerte, publizierte die NZZ deren Protestbriefe und verpasste Hottinger ein Rayonverbot für Israel. Daraufhin bot er seinen Rücktritt an, aber die NZZ wollte nicht auf seine Expertise verzichten. Vielleicht auch nicht auf den sympathischen Berufskollegen, der hemmungslos selbstkritisch war und schon mal zugeben konnte, wie seine eigene Dummheit ihn in Beirut fast das Leben gekostet hätte.

Gott sei Dank, lieber Arnold Hottinger, hatten Sie einen gescheiten Schutzengel, sodass wir Sie heute für Ihr Gesamtwerk auszeichnen dürfen.

Herzliche Gratulation!

Hannes Britschgi

Eingewöhnung in Libanon

Auszug aus dem Buch «Islamische Welt – Der Nahe Osten: Erfahrungen, Begegnungen, Analysen» von Arnold Hottinger, NZZ Libro, 2004

Es war aufregend, im Frühjahr 1955 zum erstenmal in Beirut anzukommen. Das Schiff war von Gepäck- und Lastenträgern geradezu gestürmt worden – und wir führten einen truhentartigen Blechkoffer mit, den wir nicht alleine zu tragen vermochten. Es gab eine wilde Zollprozedur in einem heissen und überfüllten Hafenschuppen. Möglichst viele Träger wollten sich um uns verdient machen und bestanden darauf, so reich wie möglich und am liebsten im voraus entlohnt zu werden. Grosse Eile und Verwirrung wurden zu diesem Zweck simuliert. Die Zollbeamten wurden als gefährliche Freibeuter dargestellt, an denen ungeschoren vorbeizukommen nur mit Hilfe der Träger möglich sein werde.

Den Ankommenden war es ihrerseits darum zu tun, ihre kleine Barschaft nicht zu sehr zu erschöpfen. Sie versuchten sich Zeit zu lassen. Die Eile und die angebliche Schärfe der Zollbeamten erwiesen sich nur als ein Spiel, das die Dramatik der Ankunft erhöhen sollte. Doch einen der grossen alten amerikanischen Wagen, die als Taxis funktionierten, am Ausgang des Hafenschuppens zu nehmen, war unerlässlich. – Wohin nun? – Auch der Taxichauffeur schien in furchtbarer Eile zu sein. Einem uralten Baedeker aus der Vorkriegszeit hatte der junge Orientreisende die Information entnommen, direkt am Rande des Hafens befinde sich die «Pension Europe», das älteste Hotel von Beirut «im europäischen Stil». Doch der Taxichauffeur behauptete, er habe noch nie etwas davon vernommen. Dies war verständlich, da ihm der Weg bis zum Rande des Hafengeländes zu kurz war. Doch ein rettendes Schild mit «Pension Europe» wurde sichtbar, sobald das Gefährt die Umrandungsmauer des Hafengeländes hinter sich liess. – Auszusteigen und dem Chauffeur den kleinen Betrag zu entrichten, den er für den kurzen Weg fordern konnte, war nur eine Frage der Energie.

Eine Wendeltreppe aus Marmor führte zur Pension empor. Sie nahm den ersten und den zweiten Stock eines älteren Geschäftshauses ein. Der besondere Geruch des Hafens von Beirut haftete an Strasse und Haus. Er war vegetativer Art, wohl durch die Massen von

Alfalfa gegeben, die dort lagerten, um verschifft zu werden. Ein Doppelzimmer in der Pension war ohne weiteres zu erhalten, und der Preis dermassen mässig, dass der junge Reisende aufatmete, war er doch mit seiner erst kürzlich angetrauten Ehefrau unterwegs und verfügte nur über ein kleines Stipendium für eine Person, um den Orient und seine Sprachen kennenzulernen. Da ihm bewusst war, dass dies keine einfache Sache sein und er viel Zeit brauchen würde, um seine Ziele auch nur einigermassen zu erreichen, ging er darauf aus, dieses Stipendium soweit wie irgend möglich zu strecken.

Das Zimmer enthielt ein riesiges Messingbett, ganz im europäischen Stil. Es war gewiss vor Jahrzehnten aus der französischen Provinz herbeigeschafft worden; daneben gab es einen Waschstand und einen etwas ächzenden Holzschrank, einen Sessel und zwei Stühle. Das war alles, aber was brauchte es mehr! Es gab sogar hinter geschwungenen Bogenfenstern einen sonnigen Balkon, der auf die Hafenstrasse hinausblickte. Die Zimmertüre war nicht abschliessbar, «das sei auch nicht nötig» meinte der junge Mann, der bediente und den Koffer hinauftragen half, gestohlen werde hier nichts, und – Seitenblick auf die junge Gattin – in der Nacht und auch sonst könne man einen Stuhl gegen die Türe rücken, wenn man ungestört bleiben wolle. Ein Frühstück aus Kaffee, arabischem Fladenbrot, dicker Sauermilch und Aprikosenmarmelade brachte

der gleiche junge Bursche am nächsten Morgen ins Zimmer. Die ganze Familie des Besitzers der Pension lebte in anderen Teilen des geräumigen Hauses; doch die Gäste bekamen sie kaum zu Gesicht.

Draussen zeigte sich eine fremde und überaus farbige Stadt. Gleich an den Hafen schloss sich das alte Marktquartier an, kein gedeckter Basar, sondern enge Strassen, auf beiden Seiten von kleinen zweistöckigen Läden eingeschlossen. Dort wurden vor allem Stoffe und Kleider verkauft. Um diesen Kern herum lagen die Depots der Grossisten. Lastträger verkehrten dazwischen. Einige der Geschäftsleute trugen noch den roten Fez, der einst im Osmanischen Reich das Abzeichen der gebildeten Mittelschicht war. Es gab auch noch Läden, in denen man sich seinen Fez auf einer Messingform, die unter Dampf gesetzt wurde, aufbügeln lassen konnte. Die Bauern, die aus den Bergen kamen, trugen die osmanischen Pluderhosen, schwarz und eng an den Waden. Dazu einen Kittel orientalischen oder europäischen Ursprungs. Man sah auch lange Gewänder aus bunt gestreiftem Baumwollstoff, über die braune Wollüberhänge als Mäntel getragen wurden, sowie europäische und halb-europäische Anzüge. Als Kopfbedeckungen dienten die arabischen Kopftücher, rot oder schwarz gemustert, mit dem Agal-Ring, der verschiedene Formen annehmen konnte, Hüte, Kappen, selten gab es Turbane ...



Foto: Ernst Scheidegger

Glanz und Zerfall der arabischen Hochkultur

Neue Zürcher Zeitung, 6. Dezember 1996

*Das «Haus des Islams» und dessen oft
verkanntes Erbe*

Von Arnold Hottinger

Im konventionellen Geschichtsbild der Europäer treten die Araber in erster Linie als Eroberer auf. Von ihrer neuentstandenen Religion beflügelt, seien sie «von der Wüste» aufgebrochen und hätten die halbe damals bekannte Welt erobert, wird gelehrt. Was die Araber dann getan und geleistet haben, darüber wird kaum noch gesprochen – mit Ausnahme der Zeit, da die europäischen Ritterheere ihrerseits zum «Heiligen Krieg» aufbrachen, mit dem Ziel, Jerusalem zu «befreien» – eine «Befreiung», die nicht ohne sinnlose Blutbäder ablief.

Höchste Ausformungen der Kultur

Darüber, was sich in jenen Jahrhunderten im «Haus des Islams», wie die Muslime ihr sich von Zentralasien bis nach Spanien erstreckendes Herrschaftsgebiet nannten, abspielte, erfährt der durchschnittliche Europäer wenig. Er wird sich daher kaum des Umstandes bewusst, dass die Muslime und deren arabische Ursprungsnation eine eigene Geschichte besitzen, mit einem eigenen Ablauf, mit eigenen Höhepunkten und Krisen, Errungenschaften und Schwächen. Im Laufe dieser Geschichte wurden Werte und Werke geschaffen, die zu den höchsten Ausformungen menschlicher Kultur überhaupt gezählt werden müssen. Die frühen Muslime, die aus den Handelsstädten Mekka und Medina stammten, haben, getragen vom Schwung ihres neuen Glaubens an den einen allmächtigen Gott, zwei alte Kaiserreiche zerschlagen: das eine, jenes der sassanidischen Perser, vollständig, das andere, Ostrom, zur Hälfte. Wichtiger jedoch als diese kriegerische Leistung war der aufbauende Beitrag: Die Muslime haben es in erstaunlich kurzer Zeit vermocht, das kulturelle Erbe der beiden bisherigen Todfeinde und Erzrivalen, Byzanz und Iran, zu einer neuen Synthese zu verschmelzen. Diese stand natürlich im Lichte der neuen Religion, die man «Islam» (Ergebenheit, Hingabe) nannte. Sie übernahm aber auch das hellenistische Erbe, das in Byzanz fortgelebt hatte, und die Traditionen, die

Bräuche und das Herrschaftswissen des uralten persischen Grossreichs.

Ebenso überraschend wie die plötzliche Machtausdehnung von den Grenzen Chinas bis zum Atlantischen Ozean ist der Umstand, dass aus den heterogenen Erbgütern, die von den eroberten Reichen hinterlassen wurden, etwas gänzlich Neues, unverwechselbar Eigenes entstand, die arabische Kultur. Ein Lebensstil, Formen der bildenden Künste und der Literatur, Fragestellungen der Theologie und der Philosophie sowie Grundhaltungen gegenüber Gesellschaft und Natur, welche Erkenntnisse der hellenistischen und der indischen Mathematik, Medizin, Astronomie und Naturwissenschaft berücksichtigten und fortentwickelten – all dies wurde damals erarbeitet und verbreitet.

Die arabische Sprache als Brücke

Das umfassende Band war die arabische Sprache, die des Korans wegen als Gottes Sprache angesehen wurde; hatte er doch in ihr seine letzte und endgültige Offenbarung kundgetan. Arabisch war auch die Sprache der Dichter, der Rechtsgelehrten und Theologen, der Verfasser historischer und lehrhafter Werke, der Kosmographen, Geographen, der Berichterstatter über die Pilgerfahrt nach Mekka, das zum Treffpunkt für die islamischen Völker wurde. Von arabischen Sprachforschern lernten die jüdischen Grammatiker in Spanien, ihre eigene, der arabischen verwandte semitische Sprache zu analysieren und darin sogar Gedichte nach den arabischen Versmassen zu verfassen. Ins Arabische übersetzt wurden die grossen, zusammenfassenden Werke der hellenistischen Gelehrten von Alexandria, darunter der «Megistos» des Ptolemäus (das grosse Handbuch der antiken Astronomie), das medizinische Handbuch des Galenus (das zusammen mit dem arabisch geschriebenen medizinischen Grundwerk des Ibn Sina bis ins 17. Jahrhundert in Padua massgebend blieb) und die «Elemente» des Euklid, die Grundlage der Geometrie während vieler Jahrhunderte. Alle diese Wissenszweige und Erkenntnisse wurden von arabischen Gelehrten weiterentwickelt und ausgebaut. Sie und nicht die antiken Gelehrten haben zum Beispiel die Algebra erfunden und das Rechnen nach dem Dezimalsystem, das sie aus Indien übernahmen, für den allgemeinen Gebrauch eingeführt. Der Italiener Leonardo Fibonacci (auch Leonardo da Pisa genannt),

den sein Vater nach Tunis gesandt hatte, um die arabischen Handelsmethoden zu lernen, und der später zum Hofmathematiker Kaiser Friedrichs II. aufstieg, hat die Methode dann nach Europa gebracht. Sogar unser X als mathematisches Symbol ist arabischen Ursprungs.

Die Werke der griechischen Philosophen Platon und Aristoteles wurden ins Arabische übersetzt. Arabische Philosophen traten an diese Gedankenwelt mit neuen Fragestellungen heran, die die Antike nicht kannte. Die zentralste davon betraf das Grundproblem, ob denn die Wahrheit der Offenbarung, wie sie im Koran niedergelegt ist, auch durch Vernunftgründe bewiesen werden könne, ob Offenbarung und Vernunft zur Übereinstimmung gebracht werden könnten. Es war diese Fragestellung, welche die Sorbonne der beginnenden Scholastik faszinieren sollte, nachdem die arabischen Texte der hellenistisch-arabischen Philosophie endlich ins Lateinische übersetzt worden waren (im 12. und im 13. Jahrhundert zumeist in Toledo). Diese arabische Fragestellung führte zur «Summa Theologiae» des Thomas von Aquin. Noch Descartes hat sich formell an ihren Rahmen gehalten. Er machte jedoch klar, dass ihn persönlich allein die Vernunft interessiere.

Öffnung nach Asien

Die damalige arabische Welt war ausserordentlich offen für alle Einflüsse, die aus der weiten asiatischen Welt und aus dem indischen Subkontinent einwirkten, vom Papier über den Kompass und das Schiesspulver aus China bis zu Früchten: Al-barquq aus Anatolien wird spanisch albaricoque, dann abricot und Aprikose. Al-badinjan, die Aubergine, kam aus Persien. Die «maiolica» ist eine Technik der vielfarbigen Glasur, welche die Araber auf Mallorca einführten, von wo sie dann nach Italien gelangte.

Das Panschatantra ist ein indischer Fürstenspiegel in der Form eines Fabelbuchs, das aus dem Sanskrit übers Mittelpersische und das Arabische in fast alle Literatursprachen Asiens und Europas gewandert ist. Den Weg aus Indien über Persien hat die Geschichten-sammlung von «Tausend und einer Nacht» zurückgelegt, wobei sie in Bagdad und später in Kairo mit weiteren Märchen und Geschichten angereichert wurde. Sie ist allerdings in Europa berühmter geworden, als sie es in ihrer arabischen Heimat je war, weil die Sammlung



Keystone

in einer halb mundartlichen Vulgärsprache niedergeschrieben ist, die der Unterhaltung für das einfache Volk in den Kaffeehäusern diente. Sie wurde deshalb nicht zur eigentlichen Literatur gerechnet, jedenfalls nicht bis sie im Europa Ludwigs XIV. Berühmtheit erlangte. Der Universalgelehrte al-Biruni (gestorben im Jahre 1050), der persischer Herkunft war, aber arabisch schrieb, hat uns neben wichtigen Werken in den Bereichen der Mathematik, Astronomie, Physik und anderer Naturwissenschaften die beste Beschreibung des mittelalterlichen Indien hinterlassen, die es überhaupt gibt. Die arabischen Weltreisenden übertrafen Marco Polo an Präzision und Welterfahrung. Was ein arabischer Ritter aus Syrien über die barbarischen Methoden der Rechtsfindung und der medizinischen Behandlung dachte, die er bei den sein Land verunsichernden europäischen Kreuzfahrern feststellte, kann man in der Autobiographie

des Usama Ibn Munqidh nachlesen, die inzwischen auch ins Deutsche übersetzt worden ist.

Das Grundgesetz der bildenden Künste

Die darstellenden Künste sind einem Europäer leichter zugänglich, weil sie nicht an die schwer zu erlernende arabische Sprache gebunden sind. Arabische Gedichte, die den Kern aller arabischen Literatur ausmachen, sind kaum übersetzbar, weil sie neben dem Rückgriff auf ein kolossales Vokabular feste Versmasse aufweisen, wie die Gedichte der griechischen und der lateinischen Literatur, und dazu noch einen einzigen durchgehenden Reim am Ende eines jeden Dopperverses. Doch auch für die Aufnahme der bildenden Kunst müssen europäische Augen und Gedanken eine gewisse Schulung durchmachen. Bei der arabischen und aller späteren islamischen Kunst handelt es sich nie um «prometheische», sondern immer um «kosmische» Kunst; es geht dabei

nicht um eine Herausforderung Gottes durch die Schöpferkraft des Künstlers, sondern stets um ein Mitschwingen in der Schöpfung. Die Kunst der Arabeske, der Miniatur, der Innenräume von Gotteshäusern, der geschwungenen Buchstabenformen und der verzierten Teller zielt stets darauf ab, symbolisch die geordnete Vielfalt zu spiegeln, die der Schöpfung zugrunde liegt. Der Aussenstehende muss erkennen lernen, dass, was ihm bei oberflächlichem Hinschauen als «dekorativ» erscheinen mag, in Wirklichkeit als abstrahierende Kunst zu verstehen ist, die den einen, einzigen, den man mit hundert Namen nennt (99 davon sind den Menschen bekannt), in seiner Schöpfung und durch sie hindurch ins Blickfeld zu rücken sucht.

Eine Zeit der Stagnation

Dies alles und sehr viel mehr, was die arabische Hochkultur ausmacht, liegt allerdings weit

Grausamkeit als Machtfaktor

zurück. Die Kultur der Araber hat um das Jahr 1100 ihren Höhepunkt überschritten. Es folgt eine lange Zeit abnehmender geistiger Beweglichkeit, mehr der Lähmung als der Dekadenz. Die Ursachen waren verschiedener Art. Die Araber verloren die politische Macht zu Gunsten des türkischen Soldatenvolks. Später brachen die Mongolen zerstörerisch über den ganzen Orient herein. Nur nach Kairo gelangten sie nicht. Dann verlor der Nahe Osten eine der Quellen seines Reichtums, als die Portugiesen Afrika umschifften und dadurch das alte Handelsmonopol der Araber auf der Seestrasse durch den Persischen Golf in den Indischen Ozean brachen. Der kulturelle Schwerpunkt des Islams verlagerte sich nach Osten, nach Persien und Indien, und nach Norden, nachdem die Türken Istanbul erobert hatten. Kurz darauf wurde die arabische Welt ein Bestandteil des osmanischen Vielvölkerstaats.

Im geistigen Bereich breitete sich über die ganze islamische Welt eine Welle der Mystik aus; die Suche nach dem direkten und intuitiven Weg zur Schau Gottes wurde das wichtigste Anliegen der geistigen Eliten. Volkstümliche Formen der Mystik mit der Verehrung geheiligter Personen – der Derwische Persiens, der Sufis der arabischen Welt und der nordafrikanischen Marabuts (eine Verballhornung von «Murabit», Einsiedler) – wurden zum Lebensinhalt ganzer Bevölkerungen. Die Orden und Heiligen predigten Abkehr von dieser Welt. Die politischen Zustände, voll von Grausamkeit und Gewaltherrschaft, bestätigten die Lehre der Mystiker von der Eitelkeit dieser Welt. Die von allen Seiten eindringenden Heere der europäischen Kolonialmächte mit ihrer überlegenen Kriegstechnik bewirkten ein brutales Erwachen der Muslime. Vor kurzer Zeit erst, nach dem Zweiten Weltkrieg, zogen diese fremden Streitkräfte ab. Doch subtilere Formen der Dominierung durch überlegene wirtschaftliche Kräfte, Technologie, Bewaffnung, Wissenschaft und administrative Organisation dauern an. Die Auflehnung gegen diese als Fremdbestimmung empfundene Hegemonie, deren sichtbarstes Zeichen die Einpflanzung Israels in den arabischen Raum ist, hat in der jüngsten Vergangenheit zu nationalistischen Reaktionen und neuerdings auch zu islamistischen Aufstandsbewegungen geführt.

*Zentralschweiz am Sonntag; 22. März 2015
Tagesthema*

Terror · Während die Staaten zerfallen, ist mit dem IS eine unheimliche Kraft auf den Plan getreten. Orient-Experte Arnold Hottinger analysiert, weshalb die arabische Welt nicht zur Ruhe kommt.

Von Arnold Hottinger

Die Volksaufstände des Jahres 2011 haben die Gebrechlichkeit der arabischen Nationalstaaten aufgezeigt. Massendemonstrationen führten einzig in Tunesien zum erhofften Resultat eines demokratischen Regimes. In Ägypten bewirkten sie drei Jahre der Wirren und dann eine Rückkehr zu einem Einmann-Regime unter Armeeführung. In Bahrain wurde der Volksaufstand niedergeschlagen, unter Mithilfe saudischer Truppen. Im Jemen gab es Wirren, die das Land spalteten und einen Bürgerkrieg fürchten lassen. Libyen droht als Staat auseinanderzubrechen. Syrien zerbrach völlig und steht nun schon seit vier Jahren in einem für alle Seiten katastrophalen Bürgerkrieg.

Andere arabische Staaten wie die Monarchien von Marokko, Jordanien, Saudi-Arabien oder Oman konnten elastisch reagieren und bewahrten ihre Könige und Sultane. In einer weiteren Gruppe – in Algerien, im Libanon und anfänglich auch im Irak, die erst kürzlich grausame Bürgerkriege und Wirren durchgemacht hatten – vermieden Regierungen und Bevölkerung, das Boot allzu sehr ins Schwancken zu bringen.

Islamisten gegen Säkularisten

Überall da, wo die bisherigen Staaten zerbrachen und ihre Alleinherrscher vertrieben wurden, zeigten sich Züge einer vergleichbaren Entwicklung. Statt die erhoffte Demokratie zu erreichen, kam es zu Konfrontationen innerhalb der befreiten arabischen Gesellschaften, zwischen Gruppen, die einen islamischen Staat anstrebten, und Gegenkräften, die diesen fürchteten und suchten, ihn abzuwehren. Nur in Tunesien gelang es, dieses innere Ringen so weit einzudämmen, dass sich ein gemeinsamer Weg auf demokratische Ziele hin öffnete. Die Entwicklung scheint trotz der jüngsten Morde in die richtige Richtung zu gehen.

Vermutlich gehen diese Gemeinsamkeiten auf Umstände zurück, die überall in den arabischen Nationalstaaten bestehen, auch dort, wo Zusammenbrüche – diesmal – vermieden wurden. Die Nationalstaaten sind neu. Sie wurden unter dem Druck der europäischen Mächte des 19. Jahrhunderts und der Kolonialzeit des frühen 20. Jahrhunderts gebildet, nach europäischem Vorbild und Muster. Kolonialvölker blieben Kolonien, bis sie sich zu Nationalstaaten formierten, egal ob dies mit ihren eigenen – innerhalb ihrer eigenen Kultur gewachsenen – politischen Traditionen übereinstimmte oder nicht. Es waren europäisierte Oberschichten, welche die Befreiungskämpfe der Kolonien leiteten und die Lenkung der neuen Nationalstaaten übernahmen. In diesen Staaten gab es jedoch auch weitere Unter- und Mittelschichten, die in erster Linie in ihrer eigenen Kultur verankert geblieben waren. Für sie wurde ihre Religion, der Islam, zum kulturellen und Identität stiftenden Anker, an dem sie sich im Wirbel der Fremdbestimmung ihrer eigenen Länder und ihrer eigenen Lebensbedingungen festhielten.

Enormes Bevölkerungswachstum

Man kann die beiden auseinanderklaffenden Teile der neuen Staaten die Modernisierer und die Traditionalisten nennen. Doch man darf nicht vergessen, dass sie beide durch Druck und Zwang in ihre divergierenden Positionen gebracht wurden. Die Modernisten waren gezwungen, sich der modernen, heute globalisierten Welt anzupassen, wenn sie ihre wirtschaftlichen und politischen Führungspositionen bewahren wollten.

Die Traditionalisten blieben in vielen Fällen in einer ständig verarmenden Tradition stecken, weil ihnen die Mittel fehlten – bildungsmässig wie auch finanziell –, um den Anschluss zur Mitwirkung und Teilhabe an der modernen, weit gehend westlich bestimmten Welt zu erreichen. Der gewaltige Schub des Bevölkerungswachstums (Ägypten 1952: 24 Millionen Einwohner; 2015: 88 Millionen Einwohner; Wachstum zurzeit gegen 1,8 Millionen pro Jahr) wirkte sich dahin aus, dass die Zahl der nicht modernisierten Unterprivilegierten ins Unermessliche answoll.

Der Traum vom islamischen Staat

Unter den nicht modernisierten oder nicht verwestlichten Schichten wuchs über die letz-



Bei Anschlägen auf Moscheen in Jemen starben am Freitag über 100 Menschen.

AP/Hani Mohammed

ten Jahrzehnte hinweg eine besondere Ausrichtung des Islams, die einen islamischen Staat forderte. Der Staat sollte in ihren Augen islamisch in dem Sinne werden, dass er in der eigenen islamischen Tradition stehe, nicht mehr in jener der Fremden, die in ihren Ländern vorherrschte. Wie genau islamisch, blieb offen und wurde zum Streitpunkt der unterschiedlichen Bewegungen, die diesen Zielen nachstrebten. Eine Hauptspaltung entwickelte sich zwischen jenen, die diesen Staat durch Überzeugungsarbeit erreichen wollten, und anderen, zahlenmässig viel kleineren Gruppen, die glaubten, der islamische Staat müsse durch Gewalt herbeigeführt werden. Die Anführer dieser Bewegungen gehören nicht notwendigerweise zu den Unterschichten. Es sind oftmals «politische Unternehmer» aus den Mittelklassen, welche die Mobilisierungsmöglichkeiten kennen und nützen, die dem

Ruf nach einem islamischen Staat innewohnen. Dieser Slogan ist so beliebt und so wirksam, weil er Eigenständigkeit, Eigeninitiative, Selbstbestimmung in einer Umwelt verspricht, die sich als fremdbestimmt empfindet und dagegen reagiert.

Im Westen Hass schüren

Jene, zahlenmässig sehr viel kleineren Gruppen, die glauben, der erhoffte islamische Staat sei mit Gewalt anzustreben, haben zuerst ihre Ideologie, dann auch ihre Praxis innerhalb der arabischen Diktaturen entwickelt, die kurz nach der Unabhängigkeit in vielen der Staaten zur Macht kamen und so gut wie alle auf Militärputsche zurückgingen. Sie haben sich oftmals in den Gefängnissen, wo viele von ihnen gefoltert wurden, radikalisiert. Das heisst, die Überzeugung gewonnen, dass nur mit Gewalt die bestehenden Machtverhältnisse geän-

dert werden könnten und dass sie zu ändern seien, koste es, was es wolle.

Ihre Politik zielt darauf ab, möglichst viele der 1,6 Milliarden Muslime in ihren Krieg hineinzuziehen, den sie fälschlicherweise als einen Dschihad (heiligen Krieg) ausgeben. Dies suchen sie durch Provokation zu bewirken. Sie rechnen, wenn es ihnen gelingt, die Machthaber des Westens dazu zu veranlassen, die Muslime als Feinde zu sehen und zu behandeln, werden schlussendlich alle Muslime – alle 1,6 Milliarden oder doch grosse Teile von ihnen – zu Feinden des Westens und zu Beteiligten an ihrem angeblich heiligen Krieges werden.

Der Weg zum Kalifat

Diese Strategie war bislang in einem erstaunlichen Masse erfolgreich. Am erfolgreichsten, als Präsident George W. Bush – provoziert durch den Grossanschlag auf New York – den Staat

Irak angriff und zerstörte, einen Staat, der nicht das Geringste mit dem Anschlag Bin Ladens zu tun hatte. Die amerikanische Invasion wurde zum Keim, aus dem sich über die nächsten zwölf Jahre die bisher potenteste aller Dschihadistenbewegungen entwickeln sollte, das gegenwärtige Kalifat des IS.

Der Entwicklungsweg ging aus vom Widerstand gegen die amerikanische Besetzung.



Ein kurdischer Kämpfer blickt auf die zerstörte Stadt Kobane in Syrien.

AP

Dieser wurde verstärkt durch den Umstand, dass die Amerikaner die Armee Saddam Husseins auflösten und entliessen. Viele der arbeitslosen Offiziere Saddams sind seither zu Kommandanten und politischen Anführern des Kalifates geworden. Weitere Verstärkung kam daher, dass die schiitische Religionsgemeinschaft durch den amerikanischen Eingriff zum ersten Mal im Irak die Macht erlangte. Der dschihadistische Widerstand, damals noch unter Abu Musab al-Zarqawi, einem Vorläufer des gegenwärtigen Kalifen, tat alles, um die schiitische Religionsgemeinschaft zu provozieren und löste schliesslich in den Jahren 2006 und 2007 einen grausamen Bürgerkrieg zwischen den irakischen Sunniten und Schiiten aus.

Die Folge war bittere Feindschaft zwischen den beiden. Die Regierung, in schiitischen Händen, diskriminierte die sunnitischen Ara-

ber der nördlichen Landesteile schwer und verfolgte sie in vielen Fällen. Weshalb diese, ein knappes Viertel der Bevölkerung des Iraks, den Dschihadisten zuneigten, die damals noch unter dem Namen el Kaida im Irak kämpften.

Der Umstand, dass der benachbarte Staat Syrien ebenfalls zusammenbrach, war ein Glücksfall für die irakischen Dschihadisten. Sie konnten ihre Macht auf das Nachbarland

ausdehnen und sich in den östlichen Teilen Syriens, am Euphrat, in der Stadt Raqqa, ein erstes Eigenterritorium schaffen. Von dort aus gelang ihnen der Sprung zurück in den Irak mit der Besetzung der Euphrat-Städte Ramadi und Falluja (schon am 4. Januar 2014) und der überraschenden Einnahme von Mosul in Juni 2014. Die irakischen Streitkräfte, die unter amerikanischer Führung wieder neu aufgebaut worden waren (Kostenpunkt 41 Milliarden Dollar), erwiesen sich als dermassen korrupt, dass sie nichts als davonlaufen konnten.

El Kaida ausgestochen

Unter den dschihadistischen Gruppen, das heisst jenen, die einen islamischen Staat mit Gewalt anstreben, gibt es scharfe Rivalitäten. Dabei geht es darum, wer den erhofften (und im Falle des Kalifates bereits teilweise erreichten) islamischen Staat regieren darf. Es

erwies sich, dass in den Rivalitätskämpfen jene Gruppen die erfolgreichsten sind, die am grausamsten vorgehen und ihre Untaten propagandistisch auswerten. Zur Schau gestellte Grausamkeiten bewirken Angst bei den Feinden. Sie dienen auch dazu, die eigenen Anhänger zusammenzuhalten, weil diese als Kompromittierte die Rache aller Aussenseiter befürchten müssen. Die blutigen Untaten wirken weltweit sensationell über die Medien und ziehen dadurch neue Rekruten an, natürlich genau aus den Kreisen, die der IS als fanatische Kämpfer und Selbstmordattentäter verwenden kann. Das Kalifat hat durch seine Grausamkeiten el Kaida ausgestochen. Weltweit erklären andere dschihadistische Gruppen dem Kalifen Gefolgschaft. Er hat Vasallenerklärungen von Seiten der Dschihadisten im Sinai, jener in Libyen, deren in Nigeria (Boko Haram) und einiger in Mali bereits angenommen.

Ersatz für den zerfallenen Staat

Wo immer in der heutigen islamischen Welt ein Staat zusammenbricht, vermögen die Dschihadisten daraus Gewinn zu ziehen. Sie sind in der Lage, einen bedeutenden Teil der Bevölkerung anzusprechen, weil ihr Versprechen eines islamischen Staates all jenen verheissungsvoll und glaubwürdig erscheint, die unter dem aus Europa importierten Nationalstaat und dessen Misserfolgen und Fehlern zu leiden hatten.

Wenn der Staat zu Fall kommt, gibt es zahlreiche Gruppen, die versuchen, die Macht über sein ganzes Territorium oder über Teile davon an sich zu reißen. Die meisten dieser Gruppen sind lokal eingeschränkt, ein Stamm, eine Stadt, ein Landesteil lassen sich von ihrem lokalen Machthaber anführen. Die Islamisten besitzen den Vorteil einer Ideologie, die über diese lokalen Einschränkungen hinaus greift. Sie wendet sich an alle Muslime und besitzt daher ein sehr viel weiter ausgedehntes Einzugsgebiet als die anderen rivalisierenden sogenannten Warlords. Wenn das Band, das die Nation zusammenhält, bricht, gibt ein Appell an den Islam die weiteste verbleibende Solidaritätsklammer ab.

Der Zürcher Journalistenpreis 2015

wird

Andrea Jeska

für ihren Artikel

Wenn der Tod zur Hoffnung wird

erschienen in der NZZ am Sonntag vom 23. November 2014

verliehen.

Zürich, 19. Mai 2015

Die Jury:


Hannes Britschgi



Susan Boos



Alain Zucker



Lisa Feldmann



Hansi Voigt

Preisträgerin Laudatio



Andrea Jeska

Andrea Jeska wuchs in Bremerhaven und Flensburg auf, beides Orte, die nahe am Wasser liegen. Als Kind wollte sie Lotse für große Containerschiffe werden – solche, die stets die Weser auf und abfahren – doch das Leben wollte es anders. Sie lebte einige Jahre in den USA und Japan, studierte mal dieses, mal jenes, dolmetschte, reiste, bekam Kinder – und landete erst mit fast 30 Jahren im Journalismus. Nach einigen Jahren als Lokalredakteurin wählte sie vor fünfzehn Jahren den freien Journalismus und begann, erst aus dem Kaukasus und den ehemaligen Ostblockstaaten, später aus Afrika Reportagen und Bücher zu schreiben. Sie berichtete über den Krieg in Tschetschenien, das Attentat auf die Schule Nummer eins in Beslan, über das Leid der Flüchtlinge in Inguschetien, den Alltag der Zulu in Südafrika, die politische Lage in Simbabwe, über Ruanda 20 Jahre nach dem Genozid, über Bauern in Burkina Faso, Visionäre in Äthiopien und viele andere Themen, die sie lieber in den Hütten als in den Palästen sucht. Ihr Interesse gilt stets der Frage, was die politischen und sozialen Umstände für den einzelnen Menschen bedeuten. Auch nach eineinhalb Jahrzehnten des Reisens für Recherchen ist sie noch immer neugierig, was wohl hinter dem Horizont liegt. Wenn Andrea Jeska nicht reist oder schreibt, dann gehört ihre Zeit ihrer Familie, ihrem Garten, der Kochkunst oder der Beschäftigung mit Lyrik.

Laudatio für den Artikel
Wenn der Tod zur Hoffnung wird
von Andrea Jeska
erschieden in der *NZZ am Sonntag*
23. November 2014

Der Text «Wenn der Tod zur Hoffnung wird» von Andrea Jeska hat uns als Jury zunächst ratlos zurückgelassen. Jede(r) einzelne war bewegt, keine(r) konnte sich der ruhigen, man möchte sagen, gefassten Art und Weise entziehen, in der die Autorin die furchtbaren Zustände in einem Kindergefängnis in Uganda beschrieb.

Und wir fragten uns: Ist das ein Kriterium, das wir hier zu bewerten haben? Sprechen wir nicht sonst von herausragender Sprache, ungewöhnlicher Perspektive, originellen Bildern, wenn wir einen Text vor anderen hervorheben, als preiswürdig erachten?

Das mag sein. Aber es gilt hier dennoch nicht. Die Reportage schildert Zustände, die an die Situation in jenen Kinderheimen im rumänischen Cighid erinnern, in denen behinderte und verwaiste Kinder gequält wurden oder dahinvegetierten, bis ein Team von SPIEGEL TV die Zustände öffentlich machte und unter grosser internationaler Empörung ein Hilfsprogramm starten konnte.

Im Fall des Kinder-Gefängnisses von Kampiringisa reist die Autorin mit einer holländischen Hilfs-Organisation. Auch dieser Umstand ist für die Jury unter normalen Umständen ein Knock-Out-Argument. Man muss davon ausgehen, dass die herrschenden Zustände subjektiv beschrieben werden, eben im Sinne dieser Organisation, ganz gleich, wie redlichen Absichten auch sein mögen.

Wir haben uns als Jury dennoch entschieden, die Geschichte von Andrea Jeska auszuzeichnen. Weil die Autorin bereit war, einem wichtigen, wenn nicht dem wichtigsten Grundsatz zu folgen, dem Journalisten auf der ganzen Welt

verpflichtet sind: Hinschauen, auch wenn es schwer fällt. Und darüber berichten, auch wenn es nicht immer gewünscht wird. Fotografen im Krieg fühlen sich solchen Grundsätzen verpflichtet.

Und Journalisten, die sich unter schwersten Bedingungen in Diktaturen oder Unrechtsstaaten aufhalten, um darüber zu berichten. Das Foto des nackten Mädchens, das vor einer Napalm-Wolke flieht im Vietnam-Krieg, bewegte international mehr Menschen, als die meisten Anti-Kriegs-Demonstrationen. Wie die Berichte über die «Killing Fields» Kambodschas, die Sidney Schanberg in der New York Times veröffentlichte, protokolliert von seinem Übersetzer Dith Pran, der vier Jahre in den Gefangenenlagern der Roten Khmer verbrachte, bevor ihm die Flucht gelang. Sie wurden zum Bestseller und später zum preisgekrönten Film. Und, eben, jener Fernsehbericht über Cighit.

Andrea Jeskas Reportage, die in der *NZZ am Sonntag* veröffentlicht wurde, steht in dieser Tradition. Dafür möchten wir sie auszeichnen.

Lisa Feldmann

Wenn der Tod zur Hoffnung wird

Es gibt Kinder, die aus Verzweiflung Glasscherben essen, andere versuchen, sich mit ihren Hosen aufzuhängen. Die Jüngsten sind zwei Jahre alt. Der tägliche Horror in einem Kindergefängnis in Uganda.

Von Andrea Jeska

Der Direktor bittet, Platz zu nehmen, und scheucht den Knaben aus dem Zimmer. Dessen nackter Oberkörper zeigt, dass er ein Neuzugang ist. Neuzugänge wohnen halbnackt in jener Baracke, die sie hier «the black house» nennen. Der Direktor sagt, dieser Knabe sei ein besonders schwerer Fall. Ein Dieb, schon zum fünften Mal eingeliefert. Was er gestohlen habe? «Essen», sagt der Direktor. Aber diesmal würden sie ihn gut bewachen, und frühestens mit 18 Jahren werde er wieder in Freiheit kommen.

Der Direktor trägt einen zu grossen grauen Anzug mit Löchern an den Ärmeln. Sein Büro ist im oberen Stock des Empfangsgebäudes, das einst von den britischen Kolonialherren erbaut wurde und sich längst dem Verfall ergeben hat. Die Erker sind weggebrochen, die Fenster ohne Scheiben. Nur die Plakette, die davon berichtet, dass vor sieben Jahren die First Lady, Mama Janett Museveni, höchstpersönlich zum Wohle der Kinder Ugandas diese Stätte renovieren liess, glänzt noch golden in der Sonne.

Wir sind in Kampiringisa. Eine Verwahranstalt für Kinder in Uganda, eine Art Gefängnis mit Freigang. Für die Kinder, die man hierher bringt, die man wie Müll im staubigen Hof der Anstalt auskippt und fortan schlägt, einsperrt, hungern lässt und der Kälte aussetzt, lässt dieser Ort nur zwei Optionen: gleich zu zerbrechen oder immer wieder zu fliehen, zurückgebracht und schwer bestraft zu werden.

Wer nach Kampiringisa kommt, ist verloren, und wer aus Kampiringisa fortläuft, der ist es auch. Der Direktor hat für jene, über die er hier gemeinsam mit zwei bewaffneten Polizisten und einer Handvoll schlagstockbewehrter Chargen wacht, klare Bezeichnungen. Verbrecher seien dies, schlechte Kinder, die die Strassen der Hauptstadt Kampala unsicher machten oder ungehorsam gegen ihre Eltern seien. In dem Gebäude, in dem er in der Schüchternheit seines Büros residiert, haben sich Vögel eingenistet. Der Gestank

ihres Kots mischt sich mit dem von Fäkalien, der aus dem Keller dringt, wo man bis vor vier Jahren die Kinder in einem fensterlosen Raum an einen Stuhl band und mit Elektroschocks traktierte. Alle, bis sie vor Schmerz und Angst ihren Darm entleerten.

Manche, bis sie starben. Bis hinauf in das Büro des Direktors dringt dieser Gestank und vermischt sich dort mit dem Odor von Urin, Furcht, Gewalt und Einsamkeit, der über Kampiringisa liegt wie ein fauliger Himmel.

Wir dürften gar nicht hier sein. Irgendwer im tiefsten Kern der ugandischen Regierung, die diesen Ort zu verantworten hat, scheint zu ahnen, dass Kampiringisa Ugandas Schande ist und vor Journalisten und damit vor der Welt gut verborgen sein muss. Irgendwer muss ahnen, dass ein Land, welches sich als Demokratie bezeichnet und internationale Kinderrechtskonventionen unterzeichnet hat, hier schuldig wird.

Doch wo kein Kläger, da ist keine Anklage, und jene, deren Menschenrecht die ugandische Regierung hier mit Füßen tritt, haben keine Lobby. Es sind Kinder, zurzeit 221, die jüngsten zwei Jahre alt, kaum fähig, zu laufen, die ältesten 19 Jahre alt und mit Gesichtern, in die das Grauen Linien gezeichnet hat.

Um nach Kampiringisa zu kommen, geben wir uns als Unterstützer jener Hilfsorganisation aus, ohne deren Hilfe die Zustände in Kampiringisa noch unerträglicher wären. Foodstep heisst die Organisation, sie wird geleitet von Nathalie Seliffet, einer Belgierin, die diesen Ort vor vielen Jahren zufällig sah und ihr Lebenswerk darin fand, die Kinder von Kampiringisa retten zu wollen. Mit ihr und einem der ehemaligen Kampiringisa-Kinder, dem 17-jährigen Yvan, fahren wir, von der Hauptstadt Kampala kommend, eine Stunde Richtung Westen. Kampiringisa liegt abseits der asphaltierten Strasse in einem weiten Tal, das idyllisch wäre, stünden die Baracken nicht wie aschfahle Geschwüre in der grünen, hügeligen Landschaft. Schnell wird einem klar, dies ist ein Ort, um Seelen zu zerstören.

Wie ein wildes Tier

Der Geruch ist das Erste, was einen anfällt: wie ein wildes Tier. Er entsteigt der Erde, den Gebäuden. Er klebt an den Kindern, die angerannt kommen, barfuss und in zeretzter Kleidung, die keinen Schutz vor dem kühlen Wind bietet, der von den Hügeln weht. Sie

stürzen sich hungrig nach Körpernähe auf die Besucher, klammern sich an Beine und Arme.

Kalte Hände greifen nach einem, krallen sich in die Haare, zerren an der Kleidung. Wer näher dran ist, verteidigt seine Position durch Zischen, Treten und Schlagen, die weiter hinten stehenden Kinder kämpfen ums Vordringen mit Zähnen und Fäusten. Bis ein Wärter mit Schlagstock sich nähert und sie davonstieben.

Der Direktor ist ein Angestellter der ugandischen Regierung, ein kleiner Befehlsempfänger, aber seine Macht über diese Kinder ist gross. Ihr Schicksal liegt allein in seiner Hand. Die meisten dieser Kinder sind vogelfrei und rechtlos. Strassenkinder, die niemanden haben, der sie behütet. Sie werden in Kampala von der Polizei aufgelesen, in Kampiringisa wie Tiere gehalten.

Über das Mass ihrer Strafe bestimmt der Direktor. Für Betteln gibt es ein halbes Jahr, für das Stehlen von Essen ein Jahr. Wiederholungstäter, Kinder, die schon einmal in Kampiringisa waren und flohen, müssen mindestens zwei Jahre bleiben. Oder noch

«Ich habe viel geweint. Man durfte nicht einschlafen. Einschlafen konnte den Tod bedeuten.»

mehr. Es gibt Kinder, die sind seit zehn Jahren in Kampiringisa, und längst ist ihnen jede Hoffnung auf ein Leben ohne Qual abhandengekommen.

Sie heissen Sam und Dennis, Esther und Yvonne; Namen, die sie sich selbst gaben, weil sie sich an keine Eltern erinnern. Als wir sie fragen, warum sie in Kampiringisa sind, wiederholen sie, was man ihnen hier eintrichtert: damit ich ein besserer Mensch werde.

Die andere Gruppe sind Kinder, die von ihren Eltern gebracht wurden. Unerwünschter Nachwuchs, dem man irgendeine Untat unterstellt. «Stubborn» seien sie gewesen, sagen



Einmal im Monat ist in Kapingisa «Partytag». Dann ziehen die Kinder ihre besten Kleider an.

Fotos: Sascha Montag



Waschraum und die Toiletten: Bis in das Büro des Direktors dringt der Gestank von Fäkalien, Furcht, Gewalt und Einsamkeit.

diese Kinder: dickköpfig. Deshalb seien sie in Kampiringisa. Die meisten Eltern kommen nie wieder, um ihre Kinder abzuholen.

Bei unserem ersten Besuch ist es Mittag, als wir ankommen. Gerade kocht das «Frühstück» auf dem Feuer: eine dünne Suppe aus Maismehl und Wasser. Einige Kinder versuchen, sich dem Topf zu nähern, werden mit Ruten weggeschlagen. Die Ausgabe der dünnen Brühe gleicht einer Raubtierfütterung.

Jedes Kind kämpft darum, als erstes an den Topf zu kommen; mit ihren Tellern sitzen sie im Dreck, mit den Fingern löffeln sie die Suppe in den Mund, stürzen sich dann auf die leeren Töpfe und lecken den Rest aus. Die meisten Kinder haben gerade Röteln, die Kleinen haben die Pusteln aufgekratzt, eitrige Wunden sind daraus geworden, auf denen sich die Fliegen tummeln.

In Kampiringisa hat die Angst viele Orte. Die Zelle ist einer davon. Hinter dem Empfangsgebäude ist ein staubiger Platz, auf dem die Kinder spielen können. Vier Stöcke markieren zwei Fussballtore. Dahinter ein Gebäude mit Küche und Essraum, dann die Baracken. Dunkle Gänge. Yvan, das ehemalige Kampiringisa-Kind, der mit zwei Jahren zum ersten Mal hierherkam und siebenmal floh, hatte uns von dieser Zelle erzählt. Viele Wochen habe er dort verbringen müssen, nackt auf dem kalten Boden, zusammen mit 40 Kindern. So eng war es, dass man nicht sitzen, nicht liegen konnte. 40 Kinder stehend aneinander gedrängt, und das einzig Gute daran, hat Yvan gesagt, war die Körperwärme der anderen. Manche Kinder starben an Cholera und Malaria.

Wir stehen vor einer Tür, zweieinhalb Meter Höhe Eisen, von aussen ein Riegel, gesichert mit einem Schloss. Wo das Eisen endet, beginnen Gitterstäbe, fünfzig Zentimeter voneinander entfernt. Die Zeiten der wochenlangen Zellenhaft sind vorbei, doch immer noch werden einzelne Kinder dort für ihre Vergehen eingesperrt.

«Hallo», rufen wir, nackte Füsse tapsen, ein Sprung gegen die Tür, zwei Hände greifen die Stäbe.

Zwischen den Stäben erscheint das Gesicht eines Knaben. «Hallo. Kannst du sprechen?» Nicken. Die Pupillen gleiten hin und her, versuchen, die Gefahr zu bestimmen, die von uns ausgeht. «Wir tun dir nichts. Wie heisst du?» «Nisamba», sagt der Knabe. «Wie lange

bist du schon da drin?» «Zwei Tage.» «Hast du gegessen?» Er schüttelt den Kopf. «Heute noch nicht.» «Weshalb bist du hier?» «Weil ich ein schlechter Mensch bin.»

Nisamba ist zum dritten Mal in Kampiringisa. Der 17-Jährige ist ein Strassenkind. Zweimal ist er schon geflohen, nun hat ihn die Polizei vor ein paar Tagen wieder aufgegriffen. «Die Zelle», hatte der Direktor beim Gespräch gesagt. «Ach die, die ist nur für Hitzköpfe, nur für ein paar Stunden.» Wenig später sorgt er dafür, dass Nisamba während der Zeit unserer Anwesenheit die Zelle verlassen darf.

Ein «elektrischer Stuhl»

Auch vom Black House hatte Yvan uns schon erzählt. Davon, wie die Kinder bis vor einigen Jahren dort auf dem Boden lagen, keine Betten, keine Decken, in der Ecke für die Notdurft ein paar Eimer, die selten geleert wurden. Viele Kinder hatten Cholera, die Fäkalien wuchsen zu einem Berg an. Die Wärter warfen Essen durch die Fenster, die waren ohne Scheiben, und der Nachtwind war immer kalt. Yvan beschrieb, wie sich die Kinder auf das Essen stürzten. Immer gewannen die Starken, und die Kranken, die nicht schnell genug waren, blieben hungrig.

Die Anzahl der Tage, die man im Black House verbringt, hängt von den «Untaten» ab, davon, ob man sich in Kampiringisa schnell in sein Schicksal ergibt oder wütet und weint. «Yvan», fragen wir, «wie hält man das aus als kleines Kind? Die Einsamkeit, den Schmerz, das Gefühl des Ausgeliefertseins?» «Ich habe viel geweint», sagt Yvan. «Und gehofft, dass ein Wunder geschieht.» Manche Kinder, erzählt er uns, hätten die letzten Reste der einstigen Glasscheiben aus den Fensterrahmen entfernt, hätten sie mit den blossen Händen klein geschlagen und geschluckt. Andere hätten sich, wenn sie in die normalen Schlafräume verlegt worden seien, mit ihren Hosen erhängt. Die grösste Furcht der Kinder war der «elektrische Stuhl» im Kellerraum des Empfangsgebäudes, der mit Metallstücken beschlagen war, an denen Stromkabel hingen. Die Kinder wurden dort festgebunden.

Jede Bewegung ein Stromschlag. «Man durfte nicht einschlafen», sagt Yvan, und in seinen Augen ist ein Abglanz des Entsetzens von damals zu sehen. «Einschlafen konnte den Tod bedeuten.»

Ein Knabe, eines der Langzeit-Kampiringisa-Kinder, die sich im Laufe der Jahre Privilegien erworben haben, schliesst uns das Black House auf. Er wird danach die Wächter informieren, doch die halten sich zunächst zurück, uns bleibt eine halbe Stunde mit den Knaben dort. Neun sind es, sie liegen auf schmierigen, zerrissenen Schaumstoffmatratzen unter filzigen Decken.

Dass es heute Betten gibt und Latrinen für die Knaben, dass sie nicht mehr nackt sein müssen, sondern wenigstens ihre Hose anbehalten dürfen, ist der Organisation Foodstep zu verdanken. Der Gestank im Raum ist fast unerträglich, er legt sich als bitterer Geschmack auf die Zunge, scheint in jede Pore zu dringen. An einer Wand klebt ein Poster des «letzten Abendmahls», schon so verblichen, dass die Jünger kaum noch zu erkennen sind. Nur Jesus in der Mitte ist noch klar umrissen. In eine Ecke hat jemand in ungelentlicher Schrift geschrieben: «Never give up hope, please».

Keine Zukunft

Die Knaben haben Angst, mit uns zu reden, Angst, dafür bestraft zu werden. Sie liegen apathisch auf den Betten und heben kaum den Kopf. Nur einer sagt, ja, er wolle erzählen, irgendeiner müsse ihn doch endlich einmal hören. Lagongo heisst er, 15 Jahre alt, er kommt aus einer weit entfernten Provinz des Landes und wurde zu einem Jahr «verurteilt». Die Richter: seine Mutter, sein Stiefvater. Lagongos Verbrechen: Er hatte versucht, sich umzubringen.

Nach Jahren körperlicher und sexueller Misshandlungen durch seinen Stiefvater, Jahren der Knochenbrüche, Demütigungen, des Hungers, hatte er das Leben nicht mehr ausgehalten. Essen gab es für den Knaben selten, drei Jahre lang ging er zur Schule, dann beschloss der Vater, er solle lieber arbeiten. Morgens auf den elterlichen Feldern, nachmittags auf den Feldern der anderen Dorfbewohner. Lagongo wurde durch seinen eigenen Vater zum Sklaven. Irgendwann knüpfte er sich eine Schlinge, nachdem er die Nachbarn angebettelt hatte, ihm zu helfen, aber alle nur mit den Schultern gezuckt hatten.

Dass seine Eltern ihn nach dem Jahr wieder abholen, daran glaubt er nicht, und wenn, dann hiesse das nur neues Martyrium. Er wird in Kampiringisa bis zur Volljährigkeit bleiben,

dort immerhin zur Schule gehen, doch die Jahre werden nicht reichen, einen Abschluss zu machen. Was sagt man diesem Knaben, der klar erkennt, dass er keine Zukunft hat. Ohne eine Heimat, ohne ein Feld, das er beackern kann, um zu überleben. «Wohin soll ich gehen?», fragt Lagongo. Wir haben keine Antwort. Kaum ein Gefühl könnte klebriger sein als jenes, den Raum wieder zu verlassen und seinen Blick im Rücken zu spüren.

Kampiringisa war einmal eine Kaserne. Um das Jahr 2000 widmete man den leerstehenden Bau zur Besserungsanstalt für Kinder um. Damals gab es noch Psychologen und Sozialarbeiter, Essen und medizinische Versorgung. Doch dann flohen immer mehr Menschen vor den Konflikten im Norden von Uganda, aus dem Acholiland, wo der notorische Kriegsverbrecher Joseph Kony Kinder entführte und zu Soldaten machte und die Menschen in riesigen Flüchtlingslagern darboten. Flohen aus Karamoja, wo sich bewaffnete nomadische Gruppen bekämpften und es ohnehin kaum Nahrung gab. Als Kampala sich nicht als Rettung erwies, setzten sie dort ihre Kinder aus. Schliesslich waren es Tausende, die im Rinnstein schliefen und Essen

«Manchmal denke ich, wer einmal in Kampiringisa landet, der kann niemals mehr wirklich entkommen.»

stahlen. So viele, dass die Polizei begann, die Kinder in Lastwagen zu laden und nach Kampiringisa zu schaffen.

Irgendwann hörte die Regierung auf, dort die Sozialarbeiter zu bezahlen, Essen und Medikamente zu bringen. Ein Erwachsener nach dem anderen verschwand, die Kinder waren sich selbst und der Gnade einiger prügelnder Aufpasser überlassen. Sie versuchten, Gemüse anzubauen, doch die Aufpasser verkauften den grössten Teil der Ernte. Das waren die Jahre, in denen Yvan in Kampiringi-

sa lebte, zehn Jahre lang. 2006 unterzeichnete die Regierung die Uno-Kinderrechtskonvention und ratifizierte einen Aktionsplan, um des Problems der Kinderarmut und der vielen Strassenkinder Herr zu werden. Implementiert wurde davon bis heute wenig.

Die Hilfsorganisation Foodstep begann 2008 in Kampiringisa zu arbeiten. Es brauchte viele Jahre und zähe Verhandlungen mit der Regierung, um die Lage dort für die Kinder erträglich zu machen. Erst wurden Betten und Decken gebracht, dann Essen, Medikamente, Kleidung. Eine Schule wurde gebaut, Lehrer eingestellt. Nach und nach gelang es, die Strafmassnahmen zu mildern, das ungezügelte Prügeln einzudämmen. Scheiben wurden in die Fenster eingesetzt, Waschräume und Toiletten gebaut. Auch der Raum mit dem elektrischen Stuhl wurde geschlossen.

Das Gemüse, das auf den Feldern angebaut wird, bekommen heute die Kinder, ausserdem gibt es eine Küche, Schweine, Hühner, eine Tischlerei, eine Schmiede und Schusterei als Ausbildungsstätten. Nach und nach wurde aus der Hölle ein Ort, an dem man immerhin überleben kann. Bei unserem nächsten Besuch ist in Kampiringisa der einmal im Monat stattfindende «Partytag». Nathalie hat lange reden müssen, um den Direktor zu überzeugen, dass die Kinder nicht nur Kleidung und Nahrung, sondern auch einige Stunden des Frohsinns brauchen. Der Direktor hat lange geantwortet, Musik und Spiel verderbe die Kinder, sie würden verwöhnt und aufmüpfig.

Als wir an diesem Partysamstag aussteigen, haben die Kinder versucht, sich zu waschen und heile Kleidung anzuziehen. Nathalie bringt Nudeln und Fleisch, von den eigenen Feldern haben die Kinder Kohl geholt. Das Feuer brennt schon, Wasser kocht. Yvan macht den DJ. Viele der älteren Knaben hier kennen ihn noch, gemeinsam haben sie schon auf den Strassen von Kampala gelebt, gemeinsam die schlimmen Jahre in Kampiringisa überstanden.

Der Unterschied ist nur: Yvan ist raus. Er gehörte zur Gruppe der ersten Kinder, die Nathalie aus der Anstalt holen und in ihrem Foodstep-Programm unterbringen konnte. Yvan hatte sich an sie geklammert damals und ihr gesagt, er wolle sterben, er halte die Schläge nicht mehr aus. Inzwischen leben 85 gerettete Kinder in Nathalies Programm und bekommen regelmässige Mahlzeiten,

Schulbildung, schlafen in hellen, sauberen Räumen. Da ist Rosie, zwei Jahre, die Nathalie in Kampiringisa unter einer Plane fand, die dort im Sterben lag und dann doch überlebte; Mose, dessen Hand seine Mutter in kochendes Öl tauchte; Abraham, der ein Menschenopfer werden sollte, weil sein Vater glaubte, dadurch reich zu werden – jedes von Nathalies Kindern hat eine solche Geschichte.

Yvan hat sich an diesem Tag chic gemacht, ein Jackett angezogen. Er sticht aus den Kindern heraus wie ein Paradiesvogel. Seine Augen haben schon lange den stumpfen Ausdruck der Einsamkeit verloren, wie er in den Augen der Kampiringisa-Kinder liegt. «Hoffnung zu haben, das bedeutet mehr als alles andere», hatte er zu uns gesagt und davon erzählt, dass er nun Tourismus studiert und ein Buch über Strassenkinder und ihr Schicksal schreibt. Yvan ist sich sicher, errettet zu sein. Doch am Ende dieses Tages weiss er es besser.

Verkaufte Seelen

Vielleicht wütend über den Frohsinn, der sich für ein paar Stunden breitmacht, befiehlt der Direktor – noch während die Kinder fröhlich tanzen – Yvan zum Gespräch. Foodstep verderbe ihn, sagt er, Yvan würde sich wohl für etwas Besseres halten. Der Direktor droht, ihn jederzeit wieder nach Kampiringisa holen zu können, dann macht er Nathalie Vorhaltungen, sie strafe die Kinder zu wenig.

Eigentlich wollte diese ihn bitten, ein Mädchen mitnehmen zu dürfen, das schwanger ist, doch nun sagt sie davon lieber nichts. Yvan weint, packt die Musikanlage zusammen, verkriecht sich ins Auto, Nathalie drängt zum Aufbruch. Noch einmal klammern sich die Kinder an unsere Beine, und als wir abfahren, steht Lagongo da und sieht uns an, als warte er noch immer auf eine Antwort. «Manchmal», sagt Yvan irgendwann auf der Rückfahrt, «denke ich, wer einmal in Kampiringisa landet, der kann niemals mehr wirklich entkommen. Dieser Ort ist wie der Teufel, der dir deine Seele abkauft.»

Der Zürcher Journalistenpreis 2015

wird

Christian Brönnimann

für seine Artikelserie

VIP-Tickets hier, Aufträge da

erschienen im Tages-Anzeiger vom 15. Januar – 1. Februar 2014

verliehen.

Zürich, 19. Mai 2015

Die Jury:



Susan Boos



Hannes Britschgi



Alain Zucker



Lisa Feldmann



Hansi Voigt

Preisträger



Christian Brönnimann

Am Anfang stand die «Dörfli-Zytig». Das Lokalblättchen wurde ein paar Häuser neben meinem Elternhaus produziert. Morgens, auf dem Weg zur Schule, hörte ich die Druckmaschine rotieren. Später, als junger Philosophiestudent, schrieb ich für die «Dörfli-Zytig» meine ersten journalistischen Texte. Über den Kürbismärit oder den lokalen Grossmeister im Mühlespiel. Trotz schwankender Affinität zu den Themen: Ich hatte das Metier gefunden, in dem ich meine Neugier stillen konnte. 2005 folgte der Einstieg beim Berner «Bund» als Praktikant und freier Mitarbeiter im Lokalressort. Nach dem Uniabschluss erhielt ich 2009 hier auch meine erste Festanstellung. Zwei Jahre später öffnete sich die Türe in die gemeinsame Bundeshausredaktion von «Bund» und «Tages-Anzeiger». Dass ich dereinst korrupte Beamte und IT-Unternehmer entlarven würde, wagte ich mir da noch nicht vorzustellen. Zuerst galt es, die Mechanismen der Bundesverwaltung und -politik kennen zu lernen. Selbst zwischen dem Erscheinen der beiden Artikel «IT-Firmen mussten sich nicht bewerben» und «VIP-Tickets hier, Aufträge da» schrieb ich in einem Blog: «Im Moment bleibt die Unsicherheit, womöglich viel Energie in die Recherche von Vergaben gesteckt zu haben, die zwar nicht korrekt abgewickelt wurden, ansonsten jedoch problemlos waren – oder aber vielleicht nur an der Oberfläche gekratzt zu haben.» Dass unter der Oberfläche tatsächlich ein ausgewachsener Skandal verborgen war, den ich mittlerweile in über 20 Artikeln ausgeleuchtet habe, wurde erst nach Kontakten mit Insidern klar. Auch sie hätten eine Auszeichnung verdient, für den Mut, ihre Puzzleteile des Falls der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Laudatio

Laudatio für die Artikel
IT-Firmen mussten sich nicht bewerben,
VIP-Tickets hier, Aufträge da und
Der Bund braucht mehr IT-Wissen
von *Christian Brönnimann*
erschieden im *Tages-Anzeiger*
im Januar und Februar 2014

Die Geschichte beginnt vor drei Jahren. Christian Brönnimann will Informationen zur Vergabepaxis von Informatik-Aufträgen in sieben Departementen des Bundes in Erfahrung bringen. Die Anfrage stösst – kaum erstaunlich – auf wenig Begeisterung. Am barschesten reagiert das Wirtschaftsdepartement von Bundesrat Johann Schneider-Ammann. Es lehnt den Antrag rundweg ab. Der Sprecher des Departements empfiehlt, der Autor möge sich doch mit irgendetwas Sinnvollerem beschäftigen.

Brönnimann befolgt den Ratschlag nicht. Erst der Rechtsweg über den Eidgenössischen Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragten und die Zuhilfenahme des Hausjuristen von Tamedia führen zum Herausrücker einer anonymisierten Liste der IT-Auftragnehmer. Mehr als ein Jahr braucht man, um diese Liste zu erstellen. Der Verdacht bestätigt sich: Unter der Hand wurden 43 Aufträge in Höhe von 34 Millionen Franken für die IT der Arbeitslosenversicherung vergeben. Die Folgen der Recherche: Eine Artikelserie im Bund und im Tages-Anzeiger, «VIP-Tickets hier, Aufträge da» lautet einer der Titel, ein «erschütterter» Bundesrat Schneider-Ammann und eine noch andauernde Untersuchung der Bundesanwaltschaft.

Normalerweise werden solche Storys «serviert». Das heisst, ein Informant überlässt dem Journalisten Dokumente über eine andere Partei zur Ausschlichtung. Immer mit Absicht. Und immer läuft der Journalist dabei Gefahr, Mittel zu einem Zweck zu werden. Das ist hier nicht der Fall. Hier werden die Informationen,

die der Öffentlichkeit explizit zustehen aktiv geholt – gegen alle Widerstände. Der Autor berührt mit dieser Arbeit gleich drei aktuelle politische Streitfelder: Wie wird das Vergaberecht überhaupt eingehalten? Wie halten wir es mit dem Öffentlichkeitsgesetz und wie schützen wir Informanten, gerade wenn es allenfalls um Amtsgeschäfte geht? Drei Nagelproben für die Frage, wie wir es denn mit der Medienfreiheit wirklich halten. Selten wurde einem Journalisten der Weg zu den Informationen so schwer gemacht, selten hat es ein Journalist in den letzten Jahren der Jury so einfach gemacht: Der Zürcher Journalistenpreis geht hoch verdient und mit grossem Respekt an Christian Brönnimann.

Hansi Voigt

IT-Firmen mussten sich nicht bewerben

15. Januar 2014

Bis vor kurzem vergab das Staatssekretariat für Wirtschaft alle paar Wochen IT-Aufträge in Millionenhöhe unter der Hand. Auf öffentlichen Druck hat es nun die Praxis geändert.

Von Christian Brönnimann, Bern

Letzten Sommer wurde bekannt, dass das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) einen 22-Millionen-Auftrag für die Umstellung eines Informatiksystems der Arbeitslosenversicherung unter der Hand vergeben hat. Zum Zug kam der US-amerikanische Softwarehersteller CSC, der das betreffende System für die Auszahlungen der Arbeitslosengelder viele Jahre zuvor entwickelt hatte. Der Vergabe vorangegangen war eine Intervention der Eidgenössischen Finanzkontrolle. Sie äusserte ihre Zweifel, ob der lukrative Auftrag tatsächlich nur von CSC ausgeführt werden könne oder ob er nicht wettbewerblich ausgeschrieben werden müsse.

Recherchen zeigen nun: Diese Vergabe war nur die Spitze des Eisbergs. Gestützt auf das Öffentlichkeitsgesetz hat der TA die Herausgabe einer Liste aller freihändigen Vergaben der Jahre 2009 bis 2011 erwirkt. Das Wirtschaftsdepartement beantwortete das Gesuch erst nach einem langwierigen Schlichtungsverfahren vor dem Eidgenössischen Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragten. Die Liste wirft kein gutes Licht auf die Vergabepraxis im Seco.

Von 2009 bis 2011 vergab das Seco nicht weniger als 43 Aufträge im Umfang von über 34 Millionen Franken für die Informatiksysteme der Arbeitslosenversicherung freihändig. Im Durchschnitt ist das mehr als ein Auftrag pro Monat. Dabei wären freihändige Vergaben von Gesetzes wegen eigentlich Ausnahmefälle. Auf juristische Überprüfungen der Vergaben verzichtete das Seco konsequent. Zudem wurde keine einzige Vergabe öffentlich bekannt gemacht, wie es Vorschrift wäre. Die Nichtpublikation habe auf einem «falschen Verständnis» der gesetzlichen Grundlage beruht, erklärt die Medienstelle nun.

Die Ausnahme war die Regel

Die Namen der begünstigten Firmen bleiben unter Verschluss mit der Begründung, dass

deren Nennung zu einer Wettbewerbsverzerrung führen könnte. Offen legt das Seco nur, dass die Hälfte der Aufträge an ein und dieselbe Firma ging. Diese Firma erbrachte in den drei Jahren Leistungen im Umfang von 26 Millionen Franken, ohne sich dafür im Wettbewerb durchsetzen zu müssen. Viele der Aufträge sind auf der zur Verfügung gestellten Liste mit sehr ähnlichen, unkonkreten Mandatsbeschreibungen versehen. «Dienstleistung; Wartungsvertrag am IT-System der Arbeitslosenversicherung» (3 Millionen Franken, 2010), «Dienstleistungen für neue Projekte, Umbauten o. ä. bei der Arbeitslosenversicherung» (1 Million, 2010) oder «Softwarewartung für die Sicherstellung des IT-Betriebs» (3,2 respektive 3,7 Millionen, 2011) zum Beispiel. Eine zweite Firma erhielt ein Dutzend freihändige Aufträge im Wert von 4,4 Millionen Franken. Der Rest der Vergabungen ging an sieben weitere Unternehmen.

In fast allen Fällen beruft sich das Seco auf eine Ausnahmeregelung, die besagt, dass «Leistungen zur Ersetzung, Ergänzung oder Erweiterung bereits erbrachter Leistungen» nicht öffentlich ausgeschrieben werden müssen. Volumen und Anzahl der Folgeaufträge lassen aber daran zweifeln, dass diese Bedingung immer erfüllt wurde. Denn nach gängiger Rechtsauslegung müssen Folgeaufträge in einem angemessenen Verhältnis zum Grundauftrag stehen.

Jetzt schreibt das Seco aus

Das Seco schafft die Zweifel nicht aus der Welt. Auch nach mehrmaligem Nachfragen legt es nicht dar, auf welchen ordentlich vergebenen Grundaufträgen die Folgeaufträge jeweils basieren. Damit bleibt sogar im Unklaren, ob sich alle beteiligten Firmen überhaupt jemals wettbewerblich durchgesetzt haben, um an die Aufträge zu kommen.

Nach verschiedenen Beschaffungsskandalen in anderen Amtsstuben ist das Seco inzwischen über die Bücher gegangen. Dabei stellte es selbst fest, dass die langjährige Praxis kaum gesetzeskonform war. Juristische Gutachten hätten gezeigt, dass «nach einer offenen WTO-Ausschreibung nicht beliebig lange Folgeaufträge erteilt werden können», schreibt die Medienstelle. Letzten Herbst vergab das Seco nun fünf grössere Informatikaufträge für die Arbeitslosenversicherung in offenen Verfahren.

Auftrag gab schon 2005 zu reden

Aus den Unterlagen dieser ordentlichen Vergabungen lassen sich die Konditionen der Verträge ablesen. Demnach arbeiten die externen IT-Spezialisten mit Stundenansätzen zwischen rund 160 und 180 Franken. Aus Sicht der Kosteneffizienz stellt sich die Frage: Liegen diese Beträge im Bereich der freihändigen Vergaben, oder waren jene weniger wirtschaftlich? Auch in diesem Punkt schafft das Seco keine Transparenz. Die Stundenansätze der freihändigen Aufträge gibt es nicht bekannt.

Weder die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) noch die parlamentarische Finanzdelegation (FinDel) haben sich eingehender mit den Vergaben im Seco beschäftigt. Und dies, obwohl ein Grossauftrag für die IT der Arbeitslosenversicherung schon 2005 für Aufruhr sorgte. In einer Administrativuntersuchung kam ein Gutachter damals zum Schluss, dass zwei Bundesangestellte bei der Vergabe, die über das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation lief, in den Ausstand hätten treten müssen, weil sie enge Beziehungen zum Unternehmen hatten, das den Zuschlag erhielt. Weil keine strafrechtlich relevanten Handlungen festgestellt wurden, hatte die Administrativuntersuchung aber keine Folgen. Die damalige Medienmitteilung zur Untersuchung schliesst mit der Bemerkung, dass künftig «von einem pflichtgemässen Verhalten» ausgegangen werden dürfe. Weshalb schauten die Aufsichtsorgane nicht genauer hin, ob dies auch wirklich eintraf? Die Finanzdelegation befasse sich nicht mit jeder einzelnen freihändigen Vergabe, sondern mit der Entwicklung der Vergaben über die Jahre und der Umsetzung des Beschaffungscontrollings, sagt Hans Altherr, FDP-Ständerat und FinDel-Präsident. EFK-Vizedirektorin Brigitte Christ erklärt einzig, es sei in den letzten Jahren kein Prüfungsschwerpunkt auf die Vergaben im Seco gelegt worden.

VIP-Tickets hier, Aufträge da

30. Januar 2014

Ein Ressortleiter des Staatssekretariats für Wirtschaft hat sich gemäss Dokumenten seit Jahren persönliche Vorteile verschafft. Im Gegenzug schanzte er Freunden in der IT-Branche Aufträge zu überhöhten Preisen zu.

Von Christian Brönnimann, Bern

Kürzlich deckte der «Tages-Anzeiger» auf, dass das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) unzählige Aufträge für Informatiksysteme der Arbeitslosenversicherung unter der Hand vergab. Dabei ging es um Dutzende Millionen Franken. Nun zeigt sich: Dahinter steckt viel mehr als die heiklen Auftragsvergaben. Im Seco liefen mutmasslich korrupte Geschäfte, die über Jahre hinweg unentdeckt blieben.

Dem TA wurde eine Reihe von Dokumenten zugespielt, welche die involvierten Personen schwer belasten: Im Zentrum stehen A*, Ressortleiter im Seco und zuständig für bestimmte Informatiksysteme, X, Direktor der Informatikfirma Hans Muster AG* und Y, Chef dieser Informatikfirma. Die Unterlagen ermöglichen einen Einblick, wie A seinen Freunden systematisch überteuerte Aufträge für Weiterentwicklung, Betrieb und Unterhalt der IT-Systeme im Seco zugeschanzt hat. Im Gegenzug genoss er persönliche Vorteile.

«Flüge und Hotels sind gebucht»

Die Dokumente reichen bis ins Jahr 2006 zurück. Damals nahm Seco-Ressortleiter A die Einladung zu einer Reise an die Fussball-WM nach Deutschland an. «Ich freue mich, dass du mit uns an die Fussball WM 2006 kommst. (...) Die Flüge und das Hotel sind bereits auf deinen Namen gebucht», schrieb X an As private E-Mail-Adresse. Für das Spiel Schweiz – Südkorea vom 23. Juni in Hannover war ein VIP-Tribünensitzplatz reserviert. «Vielen Dank für diese Supereinladung», schrieb A zurück. Schon damals pflegten die beiden offenbar einen engen persönlichen Kontakt. «Ich wünsche dir und der Familie ein erholsames und gemütliches Wochenende», schrieb A und schickte «viele liebe Grüsse».

Tickets für Fussballspiele stehen auf der Liste der Bestechungsleistungen weit oben. Für die Heimspiele der Berner Young Boys standen A bis zu sechs VIP-Jahreskarten zur

Verfügung. Mehrere E-Mails zeigen, dass A und einer seiner Kollegen im Seco frei über die Karten verfügen konnten. Die Rechnungen – zum Beispiel knapp 60 000 Franken für die sechs Jahreskarten 2012 – gingen direkt an die Hans Muster AG. Für Spiele der Europa League erhielt A zusätzliche Karten, genauso wie für Konzerte im Stade de Suisse wie demjenigen von Herbert Grönemeyer im Juni 2011.

Offenbar fühlte sich A sehr sicher bei seiner Sache. Den Mailverkehr zur Koordination der Tickets führte er auch über die berufliche E-Mail-Adresse. Dennoch war man sich bewusst, dass bei den Ticket-Deals Vorsicht geboten war. An einer Sitzung, die im Dezember 2012 in den Räumlichkeiten der Hans Muster AG abgehalten wurde, mahnte Direktor X: «Wir müssen da ein wenig vorsichtiger operieren. Den Kreis wegen Tickets Abholen bei dir und Überbringen müssen wir sehr, sehr klein halten.»

Die belastende Tonaufnahme

Von besagter Sitzung existiert eine Tonaufnahme. Das eineinhalbstündige Gespräch macht deutlich, wie eng und vertraut das Trio zusammenarbeitete. A erklärt in einer Passage ausführlich, wie künftige Aufträge nach Bundesvorgaben abgewickelt werden müssen und wo Schlupflöcher bestehen. Auch verspricht er, dass er seinen Freunden Informationen zu Rahmenverträgen beschaffen könne, die das Bundesamt für Bauten und Logistik mit einem IT-Hersteller abgeschlossen habe. Er verfüge hierfür nun über einen Zugangscodes.

Gemeinsam überlegen sich die drei, wie sie möglichst hohe Aufwände verbuchen könnten, ohne dass eine Kontrollinstanz darauf aufmerksam würde. Für die frisierten Rechnungen gibt es verschiedene Strategien. Bei Hardware-Anschaffungen können beispielsweise Rabatte, welche die Hans Muster AG von Herstellern erhält und eigentlich an den Abnehmer weitergeben müsste, versteckt werden. In der IT-Branche sind Rabatte von mehr als 70 Prozent auf den Listenpreis möglich. In der Sitzung sagt X: «Wenn ich jetzt noch einen Zusatzrabatt heraushole, dann möchte ich den ja nicht ausweisen.» Dann fragt er A: «Das wolltest du ja auch nicht?» Die Antwort: «Nein nein, klar nicht.»

Bei Dienstleistungen dürfte die Hans Muster AG dem Seco unzählige Stunden ver-

bucht haben, die gar nicht erbracht wurden. Bei Stundenansätzen von bis zu 200 Franken kommt so schnell viel Geld zusammen. Die Unterlagen zeigen, dass die Hans Muster AG für die Mitarbeiter, die mit Seco-Geschäften zu tun haben, zwei Arbeitszeitkonten führt. Im einen werden die effektiv erbrachten Leistungen erfasst, im anderen die «Bonusstunden». Ein Beispiel: Gemäss der «Verkäufer-Analyse» von X – einem internen Dokument aus der Firma – hat die Hans Muster AG dem Seco im November 2012 Leistungen von 56 823.10 Franken in Rechnung gestellt. Der zugewiesene Aufwand ist lediglich mit 7 734.70 Franken ausgewiesen.

An der Sitzung scherzt X, in seiner Firma gebe eins und eins zweieinhalb. Y ergänzt, das sei jetzt sogar noch reduziert. Der Chef des deutschen Mutterhauses sage immer, eins und eins gebe drei.

Nebulöse Zahlungen

Was geschieht mit den überhöhten Gewinnen? X und Y dürfen sich über fürstliche Boni freuen. Bei X betrug er gemäss erwähnter «Verkäufer-Analyse» in der Periode von Januar bis November 2012 das Viereinhalbfache des ordentlichen Salärs. Zudem fliessen hohe Summen in bar aus dem Unternehmen ab. Belegt sind Zahlungen an eine Autogarage, die mit Luxuskarossen handelt. Der Zweck dieser Zahlungen ist nebulös. So ist beispielsweise eine Rechnung aus dem Sommer 2012 über 130 000 Franken mit der Beschreibung «Diverse Aktivitäten, Events, Werbung an Motorsportanlässen etc.» bezeichnet.

Es spricht einiges dafür, dass ein Teil der überhöhten Gewinne auch direkt an A zurückgeflossen ist. Die Tonaufnahme gibt an zwei Stellen Hinweise darauf. In der einen Passage erkundigt sich A nach der Telefonnummer eines bestimmten Treuhänders. Denn: «Ich muss dem mal sagen, wie sie das Zeug verteilen sollen auf der Bank.» X gibt ihm die Nummer und sagt, er habe dem Treuhänder die Kontaktaufnahme schon angekündigt, als er «das andere» dort erledigt habe. Da hakt A nach: «Wobei, das andere, das hat ja dein Bruder schlecht verteilt.» Zweitens diskutiert das Trio über einen Zusatz von 12 Prozent, der über eine bestimmte Vertragssumme berechnet werden soll. Aus der Aufnahme geht nicht genau hervor, was es mit diesem Zusatz auf sich hat. In der Runde ist man sich nicht mehr

sicher über dessen Ursprung. Deshalb fragt X: «Hängt das nicht mit deiner Mitarbeiterin zusammen, da in Spanien?» A drückt sich um eine Antwort, nuschelt unverständlich. Es scheint, als sei ihm die Frage unangenehm. Dann sagt er mit gedämpfter Stimme, der Z habe das ja auch in seinem Vertrag.

Damit ist der Hinweis zu einem weiteren mutmasslich Beteiligten gegeben. Z ist der Name des Inhabers einer zweiten Informatikfirma, der A ebenfalls Aufträge verschafft. Auch zwischen A und Z gibt es eine offensichtliche, private Verbindung: A ist der Halter einer Internetsite, auf der eine Feriensiedlung an der spanischen Mittelmeerküste beschrieben ist. Die Internetsite läuft über einen Server der Firma von Z.

Strengere Regeln nützen nichts

Bis zum Insieme-Skandal in der Steuerverwaltung konnte A seine Aufträge freihändig, ohne öffentliche Ausschreibung vergeben. In den letzten zwei Jahren wurden die internen Regeln strenger. Doch das hinderte A nicht daran, seinen Freunden weiterhin Millionenaufträge zuzuschancen. Im letzten Oktober erhielt die Hans Muster AG nach einem offenen Verfahren vom Seco den Zuschlag für zwei Aufträge im Umfang von total 7,7 Millionen Franken. Die Firma von Z erhielt einen Auftrag im Umfang von 6,1 Millionen Franken. Abgewickelt wurden die Geschäfte über einen Rahmenvertrag des Bundesamts für Bauten und Logistik.

An der Sitzung folgert X nach dem Abwägen von Vor- und Nachteilen zu den Rahmenverträgen: «Am Schluss sind die Rahmenverträge gar nicht so dumm.» A pflichtet bei: «Logisch nicht. Vor allem nicht, wenn ich jetzt sonst für jeden Auftrag eine WTO-Ausschreibung machen muss.» Im Seco-Organigramm liegt die Stelle von A drei Stufen unter Staatssekretärin Marie-Gabriele Ineichen-Fleisch und ihrem Vorgänger Jean-Daniel Gerber. Aufgeschreckt von einer Anfrage des TA, hat nun Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann am Dienstag eine Administrativuntersuchung angeordnet, die ein externer Experte durchführen soll.

Involvierte streiten alles ab

Direktor X hat die Hans Muster AG Ende 2013 verlassen. Er arbeitet jetzt bei einem Konkur-

renzunternehmen. Der Wechsel geschah nur wenige Tage, nachdem bekannt geworden war, dass die Hans Muster AG den erwähnten jüngsten Grossauftrag des Seco erhalten hatte. Firmenchef Y hat seinen Posten Ende 2013 ebenfalls gewechselt. Er ist neu zuständig für eine Geschäftsstelle der Hans Muster AG in Asien. A steht kurz vor seiner Pensionierung.

X schreibt in einer Stellungnahme, es sei «klar festzuhalten, dass ich nicht in den behaupteten Bestechungsfall involviert war, mir ein solcher unbekannt ist und entsprechende Äusserungen unwahr und zudem höchst rufschädigend sind.» Y schreibt, die Hans Muster AG folge in ihrer Geschäftstätigkeit «stets den Grundsätzen der Transparenz und des fairen Wettbewerbs um Aufträge». Die Firma stehe in keinem Zusammenhang mit den erhobenen Vorwürfen

Die aufgezeichnete Sitzung beendet Y mit den Worten: «Danke für den Besuch. Und dass wir auch die Geschäftli machen dürfen, dieses Jahr.» A entgegnet: «Nächstes Jahr auch.»

*Die Namen der involvierten Personen und Firmen sind der Redaktion bekannt. Für alle erwähnten Personen gilt die Unschuldsvermutung.

Korrespondenz

«Hast du mein gewonnenes Weinfass schon beschafft?»

Einige Beispiele aus dem E-Mail-Verkehr der drei involvierten Personen:

- In einem E-Mail an Firmendirektor X vom Frühjahr 2007 schreibt Seco-Ressortleiter A von einer modernen Musikanlage, die die Musik kabellos in jeden Raum bringt. Kostenpunkt: 2700 Franken. Er habe die Anlage schon bestellt, schreibt A weiter, und «eventuell könnte man dies auf die gleiche Rechnung wie die Lotterie schreiben».
- In einem E-Mail vom Sommer 2010 schreibt Firmenchef Y an A: «Feldstecher sind eingetroffen und werden dir per Postpaket zugestellt.»
- In einem E-Mail vom Sommer 2010 bestellt Seco-Ressortleiter A bei einer Firma 25 Taschenmesser in der limitierten Edition des Eidgenössischen Schwingfests. Er schreibt, er organisiere für die Hans Muster AG den VIP-Besuch am Schwingfest. Als Lieferadresse gibt er sein privates Domizil an. Die Rechnung soll an die Hans Muster AG gehen.
- In einem E-Mail vom Frühjahr 2011 schreibt Firmendirektor X an Seco-Ressortleiter A: «Hast du mein gewonnenes Weinfass (50 l) schon beschafft?» ... Wie sieht es mit dem geschmackvollen Käselai (10 kg) aus?» Die Antwort von A: «Habe alles fest im Griff.»
- In einem E-Mail vom Herbst 2011 schreibt A an X: «Zu Deiner Anfrage muss ich im Moment passen. Es könnte durchaus der Fall sein, dass das F-Programm vom andern C-Componisten geliefert wird. Wir können uns aber auch noch darüber unterhalten, da das Programm für das Konzert so oder so erst im 2. Q-2012 statt findet.»

Der Bund braucht mehr IT-Wissen

1. Februar 2014

Die Probleme in der Bundesverwaltung bei Informatikaufträgen sind teilweise hausgemacht. Dagegen hilft nur ein Mentalitätswandel.

Von Christian Brönnimann, Bern

Die enthüllten Vorkommnisse im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) rütteln auf. Ein für die Öffentlichkeit so gut dokumentierter Fall mutmasslicher Korruption ist in der jüngeren Geschichte der Bundesverwaltung wohl einzigartig. Noch nie war das Bild so klar, wie sich ein Beamter persönliche Vorteile verschafft und im Gegenzug Steuergelder verschleudert – wie einfach und mit welcher Selbstverständlichkeit er das Vergaberecht umgeht und Vorgesetzte an der Nase herumführt. Dass dies Konsequenzen haben muss, bestreitet niemand.

Die Probleme liegen tief

Es ist ein Leichtes, ein Köpferrollen in den oberen Etagen zu fordern. Ob damit der Sache wirklich gedient wäre, ist hingegen fraglich. Die Probleme sind vielschichtig und liegen tiefer. Beim Bund ist mit der grossen Reorganisation des Informatikwesens um die Jahrtausendwende – «Nove-IT» – viel fachliche Kompetenz abgeflossen. Die Reform war zu wenig gut abgestützt in der Belegschaft. Das Fazit eines ehemaligen Mitglieds der parlamentarischen Finanzkommission, welche die Auswirkungen der Reorganisation untersuchte: «Statt sich um die Leute zu kümmern, hat man sie ziehen lassen. Jetzt fehlt dem Bund hoch qualifiziertes Personal.»

Darunter leidet die Verwaltung noch heute. Sie ist in vielen Bereichen auf externe IT-Firmen angewiesen. Wenn diese zentrale Funktionen übernehmen, entsteht schnell ein Abhängigkeitsverhältnis. Das Herrschaftswissen verschafft den Firmen eine komfortable Ausgangslage in Vertragsverhandlungen. Ohne sie läuft nichts mehr auf den Servern und in den Netzen der Verwaltung.

Ohne Kontakte keine Geschäfte

Der Bund hätte selber auch eine «Firma» für IT-Projekte, das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation (BIT). Doch leider hat es nicht den besten Ruf. Viele Amtsstellen sind unzufrieden über die Zusammenarbeit

mit dem BIT. Zudem ist die Departementsautonomie beim Bund eine heilige Kuh.

So entscheiden sich die Verantwortlichen in den Ämtern lieber dafür, IT-Dienstleistungen von privaten Unternehmen zu beziehen. Diese wissen natürlich genau, bei wem sie sich mit Nettigkeiten in die Poleposition für lukrative Aufträge bringen können. Die Projekte sind dabei oftmals so komplex, dass Vorgesetzte und Controller nicht durchblicken, was da genau eingekauft wird. Und zu welchem Preis. Hauptsache, die Computer funktionieren.

Aus diesen Gründen sind Informatikprojekte besonders anfällig für Korruption und Vetternwirtschaft. Glaubt man Insidern, hat ein Unternehmen kaum Chancen, an grosse Bundesaufträge zu kommen, wenn es nicht über die richtigen Kontakte verfügt – oder sich diese mit unlauteren Mitteln verschafft. Dieser Zustand ist unhaltbar.

BIT muss besser werden

Um die Situation nachhaltig zu verbessern, helfen nur zwei Dinge: eine Stärkung der bundeseigenen IT-Kompetenz und bedingungslose Transparenz. Ersteres versucht der Bundesrat mit der Informatikstrategie 2012 – 2015 und einer engeren Kontrolle von IT-Grossprojekten zu erreichen. Die Stossrichtung: Kompetenzen und Verantwortlichkeiten sollen zentralisiert werden. Das kann helfen, Auswüchse wie im Seco zu verhindern oder zumindest früher zu bemerken. Damit die Strategie aber wirk-

lich aufgeht, muss das Misstrauen zwischen den Ämtern abgebaut und die Leistung des BIT besser werden.

Bei der Transparenz hapert es gewaltig. Zwar stehen nun wieder neue Forderungen im Raum, etwa dass alle Vergaben von Bundesstellen über 50 000 Franken öffentlich gemacht werden müssen. Das wäre sicher sinnvoll. Doch es wäre schon viel geholfen, wenn das bestehende Recht auf Informationen eingehalten würde. Im Nachhinein hat die Begründung des Wirtschaftsdepartements, weshalb es die Namen von Firmen, die mit dem Seco geschäfteten, nicht nenne, eine zynische Doppeldeutigkeit erhalten. Das Departement schrieb, die Namensnennung könne den Wettbewerb verzerren und «die Existenz der betroffenen Auftragnehmer in Gefahr bringen».

Keine Kompromisse

Mehr Transparenz bringt aber wenig, wenn bestimmte Informationen nur kleinen Gruppen von Politikern zugänglich gemacht werden. Diesen fehlt es oft an der Zeit, am Wissen oder schlicht am Interesse, allen Indizien auf Missstände auf den Grund zu gehen. Nur wenn jeder und jede Zugang zu vollständigen, höchstens in gut begründeten Ausnahmefällen anonymisierten Informationen über Vergaben der öffentlichen Hand erhält, ist die Forderung nach mehr Transparenz erfüllt.



Der Auftrag für die neue Software zur Auszahlung der Arbeitslosengelder wurde unter der Hand vergeben: RAV-Büro Keystone

Der Zürcher Journalistenpreis 2015

wird

Manuel Bühlmann
und
Oliver Wietlisbach

für ihren Artikel

Wo war Herr Glättli die letzten sechs Monate?

erschienen auf watson.ch am 26. April 2014

verliehen.

Zürich, 19. Mai 2015

Die Jury:



Susan Boos



Hannes Britschgi



Alain Zucker



Lisa Feldmann



Hansi Voigt

Preisträger



Manuel Bühlmann

Es war die längste Holzbrücke der Schweiz, die im Zentrum der Recherche für meinen ersten Artikel stand. Sie führt über den Zürichsee und verbindet seit mehr als einem halben Jahrtausend Rapperswil und Hurden. 2001 wurde der Holzsteg neu errichtet. Kurze Zeit später hatten einige der importierten Holzplatten bereits einen sichtbaren Durchhänger – und ich meinen ersten Aufhänger als Stagiaire für die Linth-Zeitung. Nach weiteren lehrreichen Einblicken bei Regionalzeitungen folgte eine nicht minder interessante Studienzeit. Direkt im Anschluss heuerte ich im Hause Tamedia an. Über sieben Jahre stand ich als Ressortleiter und App-Chef im Dienste von 20 Minuten Online. Dabei erlebte ich hautnah den Wandel vom eigentlichen Nebenprodukt hin zum digitalen Platzhirschen mit. Die bislang spannendste Erfahrung sollte aber noch folgen. 2013 war es so weit und die Grundpfeiler für mein gegenwärtiges Engagement wurden gelegt. Gemeinsam mit Hansi Voigt und elf weiteren Kollegen gründeten wir im Mai mitten im Kreis 4 in Zürich das Newsportal watson. Einen Monat zuvor war ich zum zweiten Mal Vater geworden. Dann ging alles Schlag auf Schlag und im Januar 2014 folgte der offizielle watson-Launch. Mittlerweile arbeiten über 60 Personen für die Redaktion, die sich inzwischen im Kreis 5 befindet. Es bereitet mir sehr viel Freude, so ein Projekt wie watson begleiten zu dürfen, auch wenn ich inzwischen nicht mehr allzu oft zum Schreiben komme. Ich freue mich auf das, was noch kommen wird und danke allen, die mich auf meinem bisherigen Weg unterstützt haben.



Oliver Wietlisbach

Was macht ein talentfreier Programmierer, der gerade wegen 9/11 und der Dotcom-Blase seinen Job verloren hat? Er studiert Publizistik und heuert Jahre später bei watson an. Wie so viele meiner 20-Minuten-Online-Kollegen folgte ich Hansi Voigt ins Abenteuer «teuerste Schülerzeitung der Welt» (Quelle: Tagi). Eigentlich stellte ich mich vor einem Jahr auf den raschen Kündigungsbrief ein, nun stehe ich mit dem Journalistenpreis da. Sachen gibt's! Bei watson gebe ich Tipps gegen Twitter-Trolle, erkläre, wie man die Paywalls anderer Medien überlistet oder wie uns der Staat mit Handyüberwachung und Trojanern à la NSA auf die Pelle rückt. Unser Fokus im Artikel «Wo war Herr Glättli die letzten sechs Monate?», lag darauf, das eher sperrige Thema Internet- und Mobilfunküberwachung so aufzubereiten, dass es für viele Leser zugänglich wird. Seit Snowden wurden unzählige Texte über die umfassende digitale Überwachung gedruckt. Die Bedeutung erschliesst sich einem aber erst, wenn man auf einer interaktiven Karte Minute für Minute mitverfolgen kann, wo sich Nationalrat Balthasar Glättli gerade befindet. Zuhause. Im Bundeshaus. Oder an einem Ort, wo er gar nicht sein sollte. Der kleine, auf der Karte wandernde Punkt kann jeder von uns sein. Wir alle werden auf Vorrat überwacht. Unser Dank gebührt der Digitalen Gesellschaft Schweiz und den Kollegen von der «Schweiz am Sonntag», die uns für eine Kooperation zur Realisierung der interaktiven Karte angefragt haben. Danke sagen wollen wir auch den Programmierern von OpenDataCity, die unsere Inputs für die Visualisierung berücksichtigt haben und so die Basis für den Artikel lieferten.

Laudatio

Laudatio für den Artikel

«*Wo war Herr Glättli die letzten sechs Monate?*»

von *Manuel Bühlmann, Oliver Wietlisbach*

erschienen auf *watson.ch*

26. April 2014

Schreiben ist arbeiten in zwei Dimensionen. Ein Wort folgt dem andern. Das ist eine Beschränkung, die uns manchmal zur Verzweiflung bringt.

Das Internet kann das durchbrechen und den Journalismus in andere Dimensionen katapultieren. Multimedia heisst das grosse Versprechen. Verlage mit Geld versuchen sich damit. Artikel werden mit Filmen aufgepeppt, Infografiken hüpfen herum. Das geschriebene Wort geht manchmal unter im multimedialen Klamauk. Es ist vielleicht aufwändig gemacht, aber nicht immer überzeugend, weil der Dokumentarfilm das alles schon länger macht und besser kann.

Und nun kommt das Newsportal «Watson» und zeigt, wie man es richtig gut macht. Die Geschichte der beiden «Watson»-Autoren Manuel Bühlmann und Oliver Wietlisbach trägt den Titel: «Wo war Herr Glättli die letzten sechs Monate? Minute für Minute, Ort für Ort? Swisscom oder Sunrise wissen es, Sie wissen es jetzt – und der Staat kann es jederzeit wissen.»

Eine tolle Geschichte, weil man dem grünen Nationalrat persönlich hinterher spionieren

kann. Auf einer interaktiven Karte lässt sich verfolgen, was er an einem Julitag so treibt, mit wem er telefoniert, SMS austauscht, wann er Tweets absetzt oder sich per Facebook verlauten lässt, während er durch die Schweiz reist und nebenbei noch ein geheimes Militärprojekt besucht. Ein Blick durchs Schlüsselloch auf einen Politiker, der sich gegen Überwachung engagiert und dafür auch ganz schön exhibitioniert.

Mühsig, das im Detail zu beschreiben – denn dafür werden Manuel Bühlmann und Oliver Wietlisbach nicht gewürdigt, sondern für die journalistische Umsetzung eines Datenberges. Das geht nur multimedial, das geht nur in der dritten Dimension des Netzes.

Nüchtern erzählt, prächtig gemacht!

Sicher muss man an dieser Stelle auch die Leistung der Leute von OpenDataCity erwähnen, die die grafische Umsetzung beigesteuert haben. Solche Geschichten können nur als Gemeinschaftswerk entstehen. Und diese hier ist besonders schön, weil sie enthüllt und die abstrakte Überwachung fassbar macht.

Susan Boos

Wo war Herr Glättli die letzten sechs Monate? Minute für Minute, Ort für Ort? Swisscom oder Sunrise wissen es, Sie wissen es jetzt – und der Staat kann es jederzeit wissen

Tracking 24/7



Balthasar Glättli hat zum ersten Mal in der Schweiz die Daten erhalten, die Mobilfunkprovider sechs Monate lang von jedem Handynutzer speichern müssen. Hier sehen Sie, mit welchen Journalisten der Nationalrat wann telefoniert – und wo der geheime Datenbunker der Schweiz steht.

Von Manuel Bühlmann, Oliver Wietlisbach

Dem Zürcher Nationalrat Balthasar Glättli ist gelungen, was bisher in der Schweiz noch niemand erreicht hat. Er hat sich bei seinem Mobilfunk-Provider Zugriff auf die über ihn gespeicherten Daten verschafft – und sie watson und der Schweiz am Sonntag anvertraut. Die zwischen Januar und Juli 2013 aufgezeichneten Daten enthüllen das genaue Bewegungs-, Beziehungs- und Persönlichkeitsprofil des Politikers: Seine zurückgelegten Wege, seine Freunde, seine Interessen.

Swisscom, Sunrise und Orange müssen von allen Kunden speichern, wer wann mit wem wie lange von wo aus telefoniert oder gemailt hat. Das geschieht nicht im Geheimen, sondern seit einer Gesetzesanpassung im Jahr 2002 ganz offiziell. Die Daten müssen für ein halbes Jahr gespeichert werden – unabhängig davon, ob jemand verdächtigt wird oder nicht. Entsprechend haben wir es mit einer Daten-

speicherung auf Vorrat zu tun – für den Fall, dass später gegen jemanden ermittelt wird.

Auf Basis dieser Daten können Sie in unserer interaktiven Grafik alle Bewegungen von Nationalrat Glättli in einem Zeitraum von sechs Monaten nachvollziehen. Die Ortungsdaten haben wir zusätzlich mit frei im Internet verfügbaren Informationen aus dem Leben des Parlamentariers (Twitter, Facebook und Webseiten) verknüpft.

Was verraten die Datenspuren über uns, die wir ständig mit Smartphones und Computern hinterlassen? Um dies zu demonstrieren, picken wir einen bestimmten Tag im Leben von Politiker Glättli heraus. Wir könnten auch jeden anderen Tag nachverfolgen.

Unterwegs in geheimer Mission

Es ist der 1. Juli 2013, für Balthasar Glättli ein spezieller Tag. Der Sicherheitspolitiker ist unterwegs in geheimer Mission.

06.50 Uhr – von Zürich in den Alpenbunker

Auf unserer interaktiven Überwachungskarte taucht ein roter Punkt in Zürich West auf. Die Position der Zielperson Balthasar Glättli wird von seinem Handyprovider erfasst. Der Nationalrat hat sein Smartphone aktiviert und

eine erste E-Mail an einen Parteikollegen verschickt. Dies lässt sich in der Überwachungskarte ablesen. Wir sehen den Empfänger und Betreff der Nachricht, nicht aber den Inhalt. (Hinweis: Wir haben Namen und den E-Mail-Betreff in der publizierten Karte unkenntlich gemacht.)

Bis um zirka 7.30 Uhr ist Glättli in seiner Wohnung in Zürich, erhält E-Mails fast im Minutentakt und hört seine Combox ab. Dann setzt sich der rote Punkt langsam in Bewegung. Es geht zum Hauptbahnhof. Kurz nach 7.45 Uhr bewegt sich Glättli mit höherer Geschwindigkeit dem Zürichsee entlang Richtung Zentralschweiz. All dies können Sie auf unserer Karte mitverfolgen. Wohin geht die Reise?

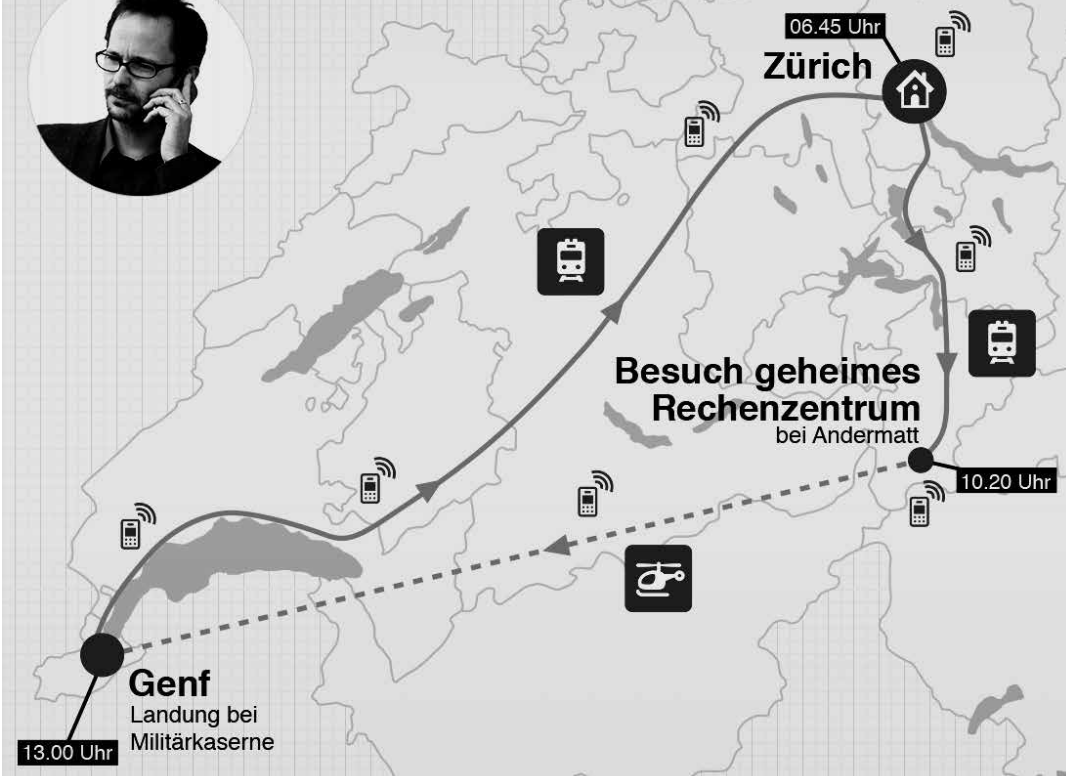
Ein Hinweis gibt uns sein Facebook-Profil: Glättli ist Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrates (SiK-N). Auf Facebook schreibt er, dass er den 1. und 2. Juli mit der SiK verbringt. Diese soll in Genf tagen. Warum fährt er dann Richtung Vierwaldstättersee?

11.20 Uhr – die geheime Militäranlage

Der Mobilfunkprovider trackt Glättli kurz vor Mittag in der Region Göschenen/Andermatt. Interessant: In einem unbekanntem Armeebunker im Gotthardmassiv plant die Schweizer Armee bis 2018 das erste vollgeschützte Rechen-

VERRÄTERISCHE HANDYORTUNG

So hat sich Balthasar Glättli am 1. Juli 2013 bewegt



Der 1. Juli 2013 im Leben von Nationalrat Balthasar Glättli inklusive Helikopterflug und Abstecher in den geheimen Datenbunker.



Die Handy-Ortungsdaten verraten Schritt für Schritt, wo wir uns bewegen.

Bilder: watson

zentrum. Ein Zufall, dass Glättli gerade dort ist? Wohl kaum. Als Mitglied der SiK hat er am 1. Juli 2013 den geheimen Standort des 270 Millionen teuren Rechenzentrums besucht – und die Position durch seine vom Handy-provider gespeicherten Daten indirekt aufgedeckt.

Da sein Handy aktiviert war, lassen die Ortungsdaten auf den Standort der geplanten Armeenanlage schliessen, die bislang nur als Projekt «Fundament» bekannt ist. Übrigens: Die Mitglieder der SiK haben den Kredit für das bombensichere Rechenzentrum nach ihrem Abstecher nach Andermatt einstimmig durchgewunken.

Nach 11 Uhr – Die ahnungslosen Journalisten

Auf dem Weg in die Zentralschweiz erhält unsere Zielperson kurz nach 11 Uhr eine SMS von Redaktor R.W von der «Aargauer Zeitung». Dieser möchte von Glättli ein Statement zu Edward Snowden, da sich der Grüne-Politiker prominent dafür einsetzt, dass der NSA-Enthüller in der Schweiz Asyl erhält. Am Nachmittag melden sich weitere Journalisten von «Iovorio», «20 Minuten» und dem «Landboten» mit Fragen zu Herrn Snowden. Dies lässt sich anhand des E-Mail-Betreffs sagen, der auch bei verschlüsselten E-Mails sichtbar ist. (Details zu Glättlis Anrufen, E-Mails und SMS finden Sie am Ende des Artikels.) Dass sie einen Nationalrat am Telefon haben, der gerade eine streng geheime Militäranlage besucht, ist den Journalisten nicht bewusst.

12 Uhr – mit dem Helikopter nach Genf

Ende der geheimen Stippvisite im Alpenbunker. Offiziell war die SiK-N nicht in Andermatt, sondern tagte am 1. und 2. Juli in Genf. Die SiK-Mitglieder werden daher mit einem Helikopter an den Lac Léman disloziert. Das wird deutlich, wenn man Glättlis Positionsdaten auf unserer interaktiven Karte verfolgt. In weniger als zwei Stunden wandert der rote Punkt vom Gotthard auf direktem Weg nach Genf. Eine Zugfahrt würde über fünf Stunden dauern.

13:45 Uhr – die Sicherheitspolitiker tagen in Genf

Der Helikopter mit Glättli an Bord landet bei der Militärkasernen Genf in der Nähe des

Stadtzentrums. Auch dies verraten uns die vom Handyprovider aufgezeichneten Standortdaten. Nach der Landung berichtet er auf Twitter über seinen Tag mit der SiK und verliert kein Wort zum Abstecher in den geheimen Alpenbunker.

Zwischen 17.20 und 17.23 Uhr werden drei SMS von Glättlis Smartphone an einen Zürcher SVP-Politiker verschickt. Die Nacht verbringt unsere Zielperson vermutlich in einem Hotel in der Nähe des Genfer Bahnhofes. Aus dieser Region kommt am 1. Juli um Mitternacht die letzte und am frühen Morgen des 2. Juli die erste Positionsortung.

2. Juli, 12 Uhr – Adieu Genève

Am Morgen des 2. Juli wandert der rote Punkt in Genf umher. Auch Sie können das mit unserer interaktiven Karte überprüfen. Glättli verlässt die Rhonestadt gegen Mittag, als Grüner vermutlich per Bahn. Auf der Fahrt nach Zürich setzt er zahlreiche Tweets zum NSA-Skandal ab und erhält diverse Anrufe von Medien: Darunter «Tages-Anzeiger», «Blick am Abend», Tele Top, Radio 1 und Radio Energy.

Der 1. Juli 2013 von Balthasar Glättli in Zahlen

Glättli war am 1. Juli ein gefragter Mann für die Schweizer Medien. Wieso? Auf dem Höhepunkt der NSA-Affäre hat sich der Grüne Nationalrat dafür eingesetzt, dass Edward Snowdens Asylantrag in der Schweiz stattgegeben wird.

ANRUF: Total 4

1. (Combox wird angerufen, 07.38 Uhr)
2. (Eingehender Anruf von «20 Minuten»-Redaktor S.H., 15.36 Uhr)
3. (Eingehender Anruf von Redaktor M.B. vom Winterthurer Landboten, 15.37 Uhr)
4. (Ausgehender Anruf an «10vor10»-Redaktor G.H., 15.42 Uhr)

SMS: Total 20

1. (Eingehend von Redaktor R.W., AZ-Medien, 11.08 Uhr)
2. (Eingehend von SRF-Mitarbeiter, 11.08 Uhr)
3. (Ausgehend an Redaktor R.W., AZ-Medien, 11.33 Uhr)
4. (Eingehend von Redaktor R.W., AZ-Medien, 11.53 Uhr)
5. (Eingehend von Redaktor M.P., «10vor10», 13.38 Uhr)
6. (Eingehend an Redaktor G.H., «10vor10», 14.38 Uhr)
7. (Ausgehend an Redaktor G.H., «10vor10», 15.32 Uhr)
8. (Eingehend an Redaktor G.H., «10vor10», 15.34 Uhr)
9. (Ausgehend an H.F., SVP-Nationalrat, 17.20 Uhr)
10. (Ausgehend an H.F., SVP-Nationalrat, 17.21 Uhr)
11. (Ausgehend an H.F., SVP-Nationalrat, 17.23 Uhr)
12. (Eingehend von SRF-Korrespondentin A.G., 17.32 Uhr)
13. (Ausgehend an SRF-Korrespondentin A.G., 17.33 Uhr)
14. (Eingehend von SRF-Korrespondentin A.G., 17.34 Uhr)
15. (Ausgehend an SRF-Korrespondentin A.G., 17.34 Uhr)
16. (Eingehend von SRF-Korrespondentin A.G., 17.34 Uhr)
17. (Eingehend von SRF-Korrespondentin A.G., 17.34 Uhr)
18. (Eingehend von SRF-Korrespondentin A.G., 17.37 Uhr)
19. (Eingehend von SRF-Korrespondentin A.G., 17.46 Uhr)
20. (Ausgehend an SRF-Korrespondentin A.G., 17.58 Uhr)

E-MAILS: Total 41

Privat:	1
Politik:	28
Werbemails:	4
Sonstiges (Alerts, Erinnerungen und Backup-Mails):	8

TWEETS: Total 4

FACEBOOK-POSTS: 0

Die vom 6.1.2013 bis 14.7.2013 gespeicherten Daten umfassen unter anderem

1417 Telefongespräche
3070 SMS
15 MMS
22 324 E-Mails
(nur Verbindungsdaten, keine Inhalte)

Wie watson zu den Daten gekommen ist

Ganz Politiker, stellte uns der grüne Nationalrat Balthasar Glättli die über ihn erfassten Vorratsdaten nicht ohne Hintergedanken zur Verfügung. Im Nationalrat wird in Kürze über die Revision des Bundesgesetzes zur Überwachung des Post- und Fernmeldegesetzes (BÜPF) abgestimmt. Glättli ist gegen den geplanten Ausbau der staatlichen Überwachung und stellt die Speicherung der Telekomdaten sämtlicher Bürger, ohne dass ein Verdacht vorliegt, grundsätzlich in Frage.

Die interaktive Grafik wurde von watson in Kooperation mit der Schweiz am Sonntag und der Digitalen Gesellschaft in Auftrag gegeben. Für die Umsetzung zeichnet Open-DataCity verantwortlich.



Die ehemalige Festung der Schweizer Armee «Sasso da Pigna» auf der Gotthard-Passhöhe. In einer geheimen Anlage in der Region Andermatt soll bis 2018 eines von drei neuen High-tech-Rechenzentren der Schweizer Armee entstehen.

keystone

Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981

Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982

Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer,
Hans Moser, Edmund Ziegler

1983

Andreas Kohlschütter, Gisela Blau,
Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984

Dieter Bachmann, Georg Gerster,
Anna-Christina Gabathuler

1985

Margrit Sprecher, Herbert Cerutti,
Arthur K. Vogel

1986

Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez
Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987

Christian Speich, Jürg Frischknecht,
Martin Born

1988

Werner Catrina, Barbara Vonarburg,
Christoph Neidhart

1989

Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe
Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990

Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein,
Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer,
Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller
Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991

Peter Hufschmid, Christoph Keller,
Christina Karrer, Ernst Hunziker,
Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992

Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker,
Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin,
Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser,
(Swissairpreis)

1993

Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser,
Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger,
Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder
(Swissairpreis)

1994

Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller,
Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissair-
preis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)

1995

Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti,
Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel,
Martin Frischknecht (Swissairpreis)

1996

Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text),
Ute Mahler (Bild), Bernard Senn,
Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text),
Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissair-
preis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis

1997

Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziaud-
din, Finn Canonica (Swissairpreis)

1998

Fredi Lerch, Christoph Keller,
Christoph Neidhart, Alfred Schlienger,
Peter Haffner (Swissairpreis)

1999

Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann,
Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissairpreis)

2000
 Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná,
 Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes
 (Swissairpreis)

2001
 Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner,
 Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber,
 Oswald Iten (Swissairpreis)

2002
 Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer
 (Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser,
 Patrik Landolt, Stephan Ramming,
 Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von
 Arx, Peter Ackermann

2003
 Margrit Sprecher (Gesamtwerk),
 Daniel Germann (Alltag/Kleine Form),
 Michael Marti, Bernhard Odehnal,
 Cornelia Kazis, René Staubli

2004
 NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk),
 Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form),
 Bruno Vanoni, Andreas Schürer,
 Markus Schneider, Jean-Martin Büttner

2005
 Manfred Papst (Alltag/Kleine Form),
 Thomas Angeli, Daniel Benz,
 Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer,
 Marco Zanchi

2006
 Peter Baumgartner (Gesamtwerk),
 René Brunner (Alltag/Kleine Form),
 Peer Teuwsen, Karin Wenger,
 Christoph Scheuring, Hansi Voigt,
 Ursula Gabathuler

2007
 Karl Lüönd (Gesamtwerk),
 Charlotte Jacquemart, Daniel Hug,
 Bruno Ziauddin, Christian Schmidt,
 Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi

2008
 Rainer Stadler (Gesamtwerk), Constantin Seibt
 (Zeitung), Anja Jardine (Zeitschrift), Daniel
 Ryser (Nachwuchs)

2009
 Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss,
 Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingis-
 ser (Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)

2010
 Balz Bruppacher (Gesamtwerk), Viktor Dam-
 mann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeitschrift),
 Christian Kündig und Lukas Messmer (Nach-
 wuchs)

2011
 Michael Meier (Gesamtwerk),
 Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung),
 Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift),
 Maurice Thiriet (Nachwuchs)

2012
 Gion Mathias Cavelty (Zeitung),
 Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer
 (Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)

2013
 Köbi Gantenbein (Gesamtwerk),
 Rico Czerwinski, Iwan Städler, Susi Stühlinger

2014
 Frank A. Meyer (Gesamtwerk), Simone Rau,
 Mark Dittli, Alex Baur

2015
 Arnold Hottinger (Gesamtwerk), Andrea Jeska,
 Christian Brönnimann, Manuel Bühlmann,
 Oliver Wietlisbach

Dank für Unterstützung und Spenden

Wir danken ganz herzlich

für die grosszügigen Spenden von Migros
(Goldsponsor) und Google (Silbersponsor),

dem Zürcher Presseverein und dem Presse-
und Medienball für ihre Unterstützung,

der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich,
für den Druck dieser Broschüre.

Folgende Unternehmen und Organisationen
(gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die
Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in
verdankenswerter Weise ermöglicht:

Migros

Google

Salt

UBS

Credit Suisse

Tamedia

Ringier

Argus der Presse

Raiffeisen Schweiz

Neue Zürcher Zeitung

Zurich Insurance Group

Bank Vontobel

Lindt & Sprüngli

Keystone

Somedia

Zürcher Kantonalbank

Hoffmann-La Roche

Johann Jacob Rieter-Stiftung

Novartis International

Syngenta International

Verband Schweizer Medien

Dr. Bjørn Johansson

MIGROS



Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Rainstrasse 24
8104 Weiningen
T 044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung

UBS AG
8098 Zürich
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

Redaktion

David Strohm

Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich



Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Rainstrasse 24
8104 Weiningen
T 044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch